

KUNSTPOESIE.



KUNSTBIBLIOTHEK



SIGURD DER SCHLANGENTÖDTER. EIN HELDEN- SPIEL IN SECHS ABENTHEUERN VON FRIEDRICH BARON DE LA MOTTE FOUQUÉ.

Berlin bey Hitzig 1808. in 4. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie,
Historie, schöne Literatur und Kunst. 8. Jahrgang II (1809) Band II,
Heft 11, S. 121—129.*)

[Mit Achim von Arnim.]

Indes die Erforschung der altdeutschen Poesie eine eigene Wissenschaft zu begründen strebt und diesem Fleiss die Entdeckung und Erhaltung manches wichtigen Überrestes zu danken ist, erkennt man auf der andern Seite die Ansprüche, welche das Leben auf solche als Poesie macht und in seinen Kreis als zugehöriges Glied gestellt haben will. Nach verschiedenen Richtungen sind die Versuche gegangen; die Sammlungen der Volkslieder, die Einführung mancher alten Historie, der Volksbücher in der höhern Bildung scheinen mehr oder weniger Theilnahme erregt und somit den rechten Punkt berührt zu haben, mit den ältern Denkmälern wollte es nicht gelingen. Mannigfache Versuche mit dem Nibelungenlied theilen sich in zwei Klassen, der einen galt das Moderne so viel, als das Zernichtende der flachen Sprachgewandtheit, und diese wollte die

*) Schon im vorigen 33. H. (Abth. V, H. 10.) 1809 S. 52—55 hat ein Mitarbeiter unseres Instituts [Jean Paul] als Anhang zu der Beurtheilung von des Verf. Alwin seine Stimme über den Sigurd vernehmen lassen, und wir haben geglaubt, dem Publikum die Worte dieses Schriftstellers, der unter die grössten Zierden unserer Literatur gehört, nicht vorenthalten zu dürfen. Die gegenwärtige ausführlichere Recension, welche im vorigen Hefte keinen Raum mehr finden konnte, wird darum nicht unnütz scheinen, sondern beide werden neben einander gelesen werden können. Die letztere rührt von zwei Verfassern her, welche ihre Ideen ineinander gearbeitet haben.

Die Redaction d. 5. Abth. d. Heidelb. Jahrbücher.

Wielandische Stanze, den jambischen Rhythmus und dergleichen, die andere, welche die Hagen'sche Ausgabe repräsentirt, ist in sich würdiger, weil sie aus Achtung und Liebe floss vor dem Ehrwürdigen; allein sie wollte nicht sowohl das Lied modern, als uns alt machen oder die Mühe theilen (aber auch den Lohn) für das Gedicht und den Leser, dass beide sich entgegen kämen und in dem neutralen 16. Jahrhundert unterhandelten, wer nun den andern mitziehe. // Zurück geht aber überhaupt der Mensch niemals, auch nicht in die bessere und poetischere Zeit des kindlichen Alters. So bleibt ein dritter Weg, den eignen Geist in der Betrachtung der Schönheit altd deutscher Poesie zu stärken und zu kräftigen und die Zweige des ausgehöhlten Baumes herabzubeugen in die heimische Erde, damit ein neuer Stamm erwachse frisch und treibend; einzuschliessen in das beschauende Gemüth und zu begreifen das Leben der Alten und neu zu gebären im Geiste, denn immer neu geboren und ewig jugendlich ist die Poesie wie das Leben der Natur. So muss wahr werden, wie man sagt, dass das echte Neue nur aus dem Alten keime. / Aber wenigen ist es gelungen. Unsere gesammte moderne Poesie darf auch so ein Dichtergarten genannt werden, als sie gleich einem botanischen die Pflanzen aus allen Weltgegenden versammelt, unter denen mancher Strauch blüht, lustig anzusehn (auch die schlangenförmigen saftlosen der heissen Zonen stehen darin), die aber nirgend zu einer Laube zusammengebogen sind, in welcher man bei einem Trunk rheinischen Weins des Lebens sich erfreuen könnte; das Gitterwerk der Ästhetik, das daran gestellt wird, achtet keiner, und jeder wächst mit Recht auf seine eigne Hand fort, nur nicht zum andern, so dass die Hitze dazwischen nur ärger sticht. Viele stimmten Laute an aus alter Zeit, aber ohne Stimme, und wer hat gesungen aus reiner kindlicher Brust wie jene, einfältige herzliche Lieder? Wenige, die wir nicht nennen, weil sie in dem Andenken und der Liebe jedes Bessern sind.

Auch hier soll das alte Lied in einem selbstständigen Gedicht uns übergeben werden. Eine andere Gesinnung tritt hinzu und beschaut die Stätte, an welcher ein Leben so herrlich gekämpft hat, das äusserlich gering war gegen das Ungeheure,

*Volantische
Poesie +
Erziehung
Sefenent*

das wir sehen, und innerlich so gross, dass eine einzige jener Thaten die Eroberung von Königreichen aufwiegt. Wir sind erleuchtet worden wie der alte Eichenwald durch Aushauen, und der Strahl der Gottheit dringt nicht mehr von oben in eine kühle, begeisterte, demüthige Nacht. So ist das Verhältniß verschieden. In alter Zeit gieng die Sage umher von Siegfried dem Schlangentödter, dem Erwerber des reichen Hortes, mannigfach erklingend, aber immer neu und beweglich, denn die Poesie ist unermüdlich und ohne Überdruß in sich, wie die Liebe, so dass eine lange Betrachtung nur stärkt. Männer erzählten sie gern dem Fremdling, vor Fürsten, auf kaiserlichen Hochzeiten wurden sie gesungen; Könige gewarnt vor Verräthern durch die Erzählung von Chriemhildens entsetzlicher Grausamkeit. So tönte ein Lied unter allen Völkern deutscher Herkunft von dem Morgen bis in den Norden und stand wie ein verheissend Gestirn am Himmel, das jeder in Muth und Glauben ansah. Aber diese Zeiten versanken, wie der geheimnisreiche Hort versenkt wurde in den Rhein an unbekannter Stätte, weil kein Heldenstamm mehr lebte, der ihn besitzen durfte; und das Andenken verschwand an den Reichthum vergangener Jahrhunderte. Jetzt gehen die Fluthen des alten Stroms, der Zeuge dieser Thaten war, darüber, und was sein Rauschen sagt, wird von deutschen Ohren nicht mehr vernommen. Wir sind mit mannigfacher Erkenntnis gerüstet auch der altdeutschen Trefflichkeit, aber nicht in die Kraft derselben; in welchem Widerscheine wird das alte Lied stehen, wenn die neue Zeit ihr Licht darauf wirft? Wir schätzen an dem Verfasser, wenn er in jener Erkenntnis mit Scheu vor der gewaltigen Dichtung der alten Sage treu gefolgt ist. Er hat die dem Norden eigenthümliche zu Grund gelegt (die Wolsunga Saga) und vergilt es damit dem nordischen Bischof Biörn, der im 13. Jahrhundert das deutsche Gedicht nach Scandinavien brachte (Niflunga Saga in der Wilkina Saga). Eben darum, weil der Verfasser einen poetischen Sinn hat, ist er nicht leichtsinnig verfahren, sondern wir vermögen auch hier noch zu erkennen den kecken, frommen, kindlich treuen Muth in Sigurd, das Zerstörende einer tiefen, gewaltsamen, halb überirdischen Natur an Brynhildis, Gudrunens

jungfräuliche Liebe und Günthers zagendes Gemüth. Auf eigne Erfindung leistet er insofern Verzicht, wie die meisten tragischen Dichter, und was wir mit zu dem Tragischen rechnen, die Unterredung zwischen Sigurd und Brynhildis, wo sie beide ihr vernichtetes Dasein fühlen, war gegeben. Wie eines poetischen Sinns, muss man auch dem Verfasser das Lob einer guten Einsicht geben, die über dem Ganzen waltet und es verständlich ordnet und zusammenhält. Wir möchten, wie gesagt, die Treue des Verfassers schätzen, wenn wir nicht Folgendes zu bemerken hätten. Ein jedes Gedicht drückt sich ab in seine Zeit und beide gehören beisammen. / So steht die alte Sage in der unsrigen ganz anders; wie sie dort der Mittelpunkt war, um den die Poesie sich bewegte, so steht sie hier einsam und ist nicht an unser Leben, an unsere Sitten und Natur geknüpft; wir begreifen sie nur durch ihre innere Wahrheit. In solcher aber das Gedicht wieder aufzustellen, hilft nicht, dass wir ihre Äusserlichkeiten verfolgen, die ihr die Zeit damals gegeben, wie eine Erzählung nicht alt wird durch die alte Sprache, sondern die Betrachtung ihres Wesens und Geistes. Diese Anschauung ist das Geheimnis der Poesie. / Wir sagen daher nicht mit diesem, dass es nothwendig sei, das Gedicht zu verändern, noch wissen wir hier wie, da das allein der Dichter weiss, wir wollen damit sagen, dass der Verfasser seinen Stoff anders behandeln musste; denn wir fühlen durchaus, dass er noch gebunden und die Poesie nicht, wie sie sollte, frei geworden. Es fliesst nicht aus der Fülle eines begeisterten Gemüths, und wenn es nicht fehlt an hellen poetischen Punkten, so sieht man auch, wie der Verstand und eingesammelte Kenntniss, gewandt übrigens, dabei sind und hülfreiche Hand leisten. Diesem schreiben wir es auch zu, dass die Figuren nicht immer fest auf den Füßen stehen und sich von einander ablösen, sondern in einer gewissen Eintönigkeit verbunden sind. Des Verfassers Willen hat hieran keine Schuld, denn er hat die Charaktere mehr unterscheiden und trennen wollen, als das Original, aber wir haben eben an dem, was die Erweiterung herbeigeführt, z. B. an dem schwachen Heldenvater Giucke wenig Gefallen gehabt. Wie vom Stoff, liess sich der Verfasser

auch von der Deutschheit binden. Es ist eine schöne Gesinnung, welche die Zueignung äussert, allein das Deutsche soll da nichts Besonders sein, ein besonderer Ton, den man zuweilen anstimmt, etwa wie man von einer besonderen Art Finken in dem Thüringerwald nach der Kunstsprache sagt, dass sie deutschen Pfiff haben. Ist die Poesie die Ausgiessung des heiligen Geistes, so ist auch über jeden Dichter gekommen, in welcher Zunge er reden soll. So meinen wir nicht, dass der Verfasser es gut gemacht, wenn er bloss die nordischen Silbenmasse der Skalden für deutsch und schicklich gehalten zu den Liedern, die, wie wir gestehn, uns dem grössten Theil nach (das Lied, das die Schwalben Sigurd vorsingen, wie er Faffners Herz gegessen, ist aus der jüngern Edda) leer und schlecht vorgekommen sind, gar nicht in dem mächtigen nordischen Geist. Gegen den unbedeutenden Gesang der drei Nornen halte man einmal das alte Lied der Schlachtgöttinnen (bei Herder übersetzt [IV, 9]), das voll innerlichen Grausens ist, als zische das Schwert des Schicksals durch die Lüfte. Wozu haben wir uns die schwere Mühe gegeben mit den griechischen, italienischen, spanischen Formen, wenn wir sie nicht brauchen dürfen auf den Fall, wo wir einmal deutsch zu dichten gedenken, welches wir immer sollten, so es Ernst ist mit der Poesie. Die Ansicht ist im Grund nicht schlechter, als der Campische Purismus in der Sprache, man nehme, wie in diese, nur herein, was eben geht, alles Unpassende stösst sich von selbst wieder aus, wie sich geschichtlich in einer Menge von Beispielen zeigen lässt. Wir sind einmal modern, und unser Gutes ist es auch, warum soll, was unsere Zeit errungen, sich nicht äussern dürfen und ist es möglich sie zu verleugnen? Und betrachten wir unser Gedicht mit dieser Rücksicht, so finden wir Eigenthümlichkeiten, welche die Frage verneinen. Erstlich die veränderte Form. Es ist sehr charakteristisch, statt der alten der Erzählung die modernere dramatische zu finden durchaus als Bedürfnis, da sie nicht zugleich für das Theater eingerichtet ist (wiewohl theatralisch, wie der Vorhang, der vor Brynhildens Todtengerüst aufgezogen wird). Sie ist der Einfachheit der Erzählung gerade entgegengesetzt, und unsere Zeit kann sich in den schwersten Gesetzen bewegen, nur nicht un-

schuldig und gerade erzählen. Die dramatische Form zog die moderne Reflexion, den Witz der Antithesen nach sich. Sodann: wir glauben, dass jedes echte Gedicht allegorisch sei im höhern Sinn, d. h. die Idee des Lebens, den ewigen Weltgeist ausdrücke, die alte Zeit mit unschuldiger Bewusstlosigkeit, die neue öfter mit Bewusstsein es aussprechend. Das erste Epos jeder Nation hat einen tragischen Charakter (die Ilias war früher, als die Odyssee), wie der Untergang von Troja, der Burgunden, Rolands, und niemand wird in dem Nibelungenlied dieses Tragische, das Walten des Schicksals verkennen. Nun ist es merkwürdig, wie dies deutlicher in dem modernen musste gemacht werden durch die Einführung der drei Schicksalsgöttinnen, der Nornen. Wir haben an sich nichts dagegen, und sie könnten ihr Auftreten wohl entschuldigen, wenn sie es nur thäten, aber so stehn sie wenig eingreifend in das Ganze da.

Diese Bemerkungen, aus der Vergleichung mit der alten Sage entstanden, sollen nicht ins Einzelne gehen und schliessen mit dem zusammengefassten Urtheil: die wenigen, welche die alte Sage kennen, werden erwarten, dass ein anderer das alte Epos glänzender, freier und lebendiger einführen werde, denn daran ist kein Zweifel, dass jetzt ein Vergessen und Hintansetzung seiner Herrlichkeit unmöglich ist, aber*) die grössere Zahl, d. h. alle jene, die theils wegen der Seltenheit nordischer Sagensammlungen (die mit Unrecht bisher von den deutschen Übersetzern vergessen worden sind), theils wegen Schwierigkeit der Originalsprache und Unbrauchbarkeit der entstellenden lateinischen beigefügten Übersetzungen von dem Studiren der Urquellen abgehalten werden, ohne ihr Interesse jener Zeit zu versagen, und alle jene, die den ersten Eindruck dieser furchtbaren alten Zeit aus diesem Werke empfangen, werden dankbarer gegen den Verfasser sein, der ihnen diese wunderbare Welt aufgeschlossen, von den [der] einzeln[e] Ansichten mit besonderer Eigenthümlichkeit in der Erinnerung haften, wie die runischen

*) [Vermuthlich beginnt hier der „Überschuh“ Arnims; es ist nichts in einander gearbeitet. Vgl. den Brief Wilhelms an Jacob Grimm vom 18. Sept. 1809 und den Arnims an W. Grimm vom 2. Aug. 1809.]

Buchstaben, unvergänglich; wenn gleich in ihrer Bedeutung nur geahndet. So bleibt der kecke, freche Trotz Sigurds gegen den schlechten absichtsvollen Reigen, dieses unbewusste Vorgefühl, dass er nicht aus Liebe zu ihm, sondern zu seinem Zwecke die Klingen schmiede, bei seiner Gütigkeit zur Mutter im Vorspiele sehr fest und bestimmt in der Seele, und manches, was späterhin in seinen Reden nicht ganz zu seinem Wesen passen möchte, wird davon erstickt. Auch das erste Lied in der Schmiede bewegt sich freier und reicher, als manche der folgenden, die besonders beim Vorlesen besser zu überschlagen sind. Sehr nachdenklich machte uns das Hauptmotiv des Werks, wie Chriemhildis durch ein künstliches Vergessenmachen der Vergangenheit das Glück der Ihren neu begründen möchte und sie alle dadurch vernichtet; denn wie häufig ist nicht der Frevelmuth, der zu ganzen Nationen ausruft: was Ihr in früherer Verfassung an Glück besessen und erstrebt, ist alles nichts, vergesst Eure alte Liebe und Treue und Ihr könnt ein neues Leben anfangen, bauet Euer Schicksal in einem neuen Volke, und die einheimische Noth drückt Euch nicht mehr. Aber die ohnmächtige Täuschung verschwindet, nachdem ihm die alte Liebe Brynhildis wieder erschienen, und es möchten in vielen Zeiten gar manche mit Sigurd ausrufen: Wehe mir, ich wache; verpfändet ist meine Lieb, mein Wort ist gebrochen, nun hält mich Treue hier, reisst dort mich hin. Jetzt spür' ich es, mit argem Zaubertrank ward ich bethört, gewann für andre die, so all mein Leben war! Wir fühlen es besonders, wie nothwendig Trug aus Trug stammen müsse, als Sigurd aus Freundschaft gegen seine unnatürlichen Bundesgenossen sogar seine redliche Gestalt umtauschen muss, sein eignes Weib einem andern zu gewinnen. Wir fühlen es so nothwendig, wie sich das Böse immer zerstört, dass der getäuschte Überläufer mit dem täuschen- den Freunde untergehen muss, und nichts ist mehr zu schrecklich, um diesen unnatürlichen Bund auszulöschen, da wird der Getäuschte im Schoosse der Gattin von seinem Bundesgenossen umgebracht, doch das Racheschwert ereilt noch diesen aus sterbender Hand, und Brynhildis verbrennt sich dem zu Ehren, dessen Tod sie rächend abgenöthigt. Alles wird uns so wahr,

so natürlich, dass wir die Nornen nicht begreifen, die da als einzige Vorstellung von alter Mythologie, wie die Vorhänge an manchen Theatern, mit Apollo und allen Musen geziert, beim Anfange und Schlusse der Aufzüge sich immer wieder zeigen, auf die aber im Stücke weiter keine Rücksicht genommen worden; viel lieber wäre uns die Ausführung mancher Verhältnisse gewesen, die das Dramatisiren nicht erlaubte, die aber eine zwischendurchgehende Erzählung ausgefüllt hätte. Wie wenig Hoffnung hat der Verfasser, dass sein Stück, welches so viele Schwierigkeiten in der Ausführung hat, je auf der Bühne erscheinen wird, da viel geringere Schwierigkeiten schon die meisten Directoren abschrecken, wozu also diese strenge Form in der versprochenen Fortsetzung? Zum Schlusse müssen wir noch den geachteten Verfasser bitten, bei dieser Fortsetzung nicht zu viel Rücksicht zu nehmen auf die Urtheile der Recensenten, denn wie wir ihm hier einen guten Rath nach unserer Überzeugung geben, so haben schon andere Recensenten in Literatur- und andern Zeitungen so wunderlich gerathen, und dem Scheine nach mit gleicher Überzeugung, der Verfasser möchte sich der einen oder der andern Redensart enthalten, weil darin etwas spanischen oder griechischen Ursprungs zu wittern sei, da doch der lebenden Poesie alle Sprache gehört, weil sie ihr immer noch nicht genügen kann selbst im höchsten Reichthume, dass wir uns selbst vor unsern eigenen Rathschlägen als unbesonnen zu fürchten anfangen, denn wer möchte sich allein von dem Fehler aller frei glauben; das Schicksal, das nach der gewöhnlichen Definition alle Helden der Tragödie bezwingen soll, kann sicher auch an den Recensenten der Tragödien seine Gewalt bewähren.

[anonym.]

CHRISTI WIEDERERSCHEINEN IN DER NATUR.
NACH DEM DÄNISCHEN DES A. ÖHLENSCHLÄGER ÜBER-
SETZT VON WILHELM CARL GRIMM.

Vaterländisches Museum. Hamburg, bei Fr. Perthes. 1810. 8.
Bd I, S. 211—213.

1. CHRISTI GEBURT.

Jeden Frühling, wann weichen die Nebel dem Blau,
Steigt das Christkind hernieder aus himmlischer Au,
Singen die Engelein in Lüften, im Meer, in dem Feld:
Das ist der Erlöser! das ist er selbst!
Und all die Natur in Wonn' und Freud
Zieht an der Hoffnung hellgrünendes Kleid.

Vor jungen unschuldigen Hirten mit Macht,
Als sie schauen gen Himmel in klarer Nacht,
Schreiten über die Wiesen Gottes Engelein
Und schweben und beben im Mondenschein,
Singen: heut' ist geboren ein Erlöser gross,
Aus dem Frühling, der holden Maria Schooss.

Sein einziger Trank ist der reinste Thau,
Zum Himmel schauet sein frommes Aug,
Zum Himmel streckt er die kindliche Hand,
An die Erde gebunden mit Rosenband,
Sein Lallen, wie Wehen in blühender Au,
Seine Augen funkelndes Himmelsblau.

Ach Hirten, gehet nach Bethlehem hin
Und rühret den kalten, verhärteten Sinn,
Bittet sie, hinaus auf das Feld zu gehn
Und das Kindlein auf dünnem Stroh zu sehn,
Wie sein unschuldig Lächeln, seine Stimm mit Lust
Zum Himmel hebet die irdische Brust.

Schweben wieder zur Heimath die Engelein,
 Die Hirten aber wandern in Bethlehem ein,
 Verkünd'gen, was Seliges sie erkannt,
 Da wird ihnen mit Spott der Rück zugewandt;
 So wandern sie wieder zum Felde fort,
 Knien vor dem Kindlein und trauen auf Gott.

Und die Sterne blinken am Himmelsrand
 Und winken den Kön'gen im Morgenland,
 Ihre Strahlen kommen und neigen sich
 Und sinken zur Erde demüthiglich,
 Preisen den Erlöser mit frommer Lust,
 Der lächelt an Marias schöner Brust.

Und sie richten vom schwarzen Boden sich drauf
 Wie Blumen von Purpur und Gold wieder auf;
 Unschuldige Kinder, so fromm, so beglückt!
 Halb erhoben, halb nieder zur Erde gebückt,
 Sie reichen die Urnen, so süß vergültd,
 Mit Weihrauch und duftenden Myrrhen gefüllt.

2. MARIA.

Mild und warm,
 Mit dem süßen Kind im Arm,
 Jung, unschuldig, hold und schön,
 Lächelt sie zu ihrem lieben Sohn,
 Legt ihn an ihre volle Brust,
 Vogelsang*) ist ihre Lust,
 Weiss, wie Lilien, ihre Hand,
 Himmelblau ihr Gewand,
 Augen dunkelblau, wie die See,
 Zitternde Thränen darinnen stehn,
 Haar, wie der Sonne Strahlenfluth,
 Wangen Morgens Rosenblut.
 Schau! in des Äthers Silbergewebe fein
 Wiegt sie das zarte Kindelein.

*) [Vogelfang ist augenscheinlich Druckfehler; Rüks nennt es freilich in der Hallischen Litteraturzeitung 1812 Bd III, S. 851 einen der schülerhaftesten Schnitzer.]

3. JOSEPH.

Vom vorigen Jahr,
Wenn noch steht ein dürrer brauner Stamm,
Schattet er mit seinem trocknen Laub
Dann den zarten Blumenstaub:
Ein alter Stab, um den mit Fleiss
Lilien schlingen den Blumenkreis:
An der Hütte das trockne Moos,
Das schützt vor der Sonn' und vor Stürmen gross;
Alt, treu, mild und gut,
Aber ein Pflegevater nur.

PALNATOKE VON ADAM ÖHLENSCHLÄGER.

Pantheon Eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst Herausgegeben von
Dr Johann Gustav Büsching und Dr Karl Ludwig Kannegiesser Leipzig bei
C. Salfeld 1810 8. I. Band, S. 251—267.

Harald Blauzahn, König von Dänemark, durch Kaiser Otto zum Christenthum bekehrt und durch Popo, Bischof zu Schleswig, regiert, lebt in Unfrieden mit seinem Sohne, welcher dem Heidenthume treu geblieben ist und sich, begleitet von einer Schaar tapferer Kämpfer, ebenfalls Heiden, die Herrschaft zur See angemasst hat. Unter ihnen ist Palnatoke der Vornehmste und dem alten Könige daher am meisten verhasst. Schon öfter hat er ihn gefährliche Proben bestehen lassen, in der Meinung, er werde in denselben sein Leben verlieren; er hat endlich, da er sich gerühmt, der beste Schütze zu sein, geheissen, einen Apfel von seines Sohnes Haupte zu schiessen. Auch diese Probe hat der Held bestanden, jedoch vorher, wie Tell, einen Pfeil aus seinem Köcher mehr zu sich gesteckt und dem fragenden Tyrannen geantwortet: dass er für ihn bestimmt gewesen, falls er seinen Sohn erschossen hätte. Harald hat seinen Grimm unterdrückt. Palnatoke dagegen, von hohem Zorne erfüllt über des Königs Betragen und tiefem Unmuth, dass die alte Kraft seines Vaterlandes unter der Hand eines Tyrannen und eines gleisnerischen Priesters verloren gehe, stiftet mit wackeren Freunden einen Bund zu Gunsten des jungen Königs, beschliessend, sofern alles misslingen sollte, mit ihnen, den Überresten alter nordischer Kraft, nach Usedom zu wandern und dort ein neues Reich zu gründen. Harald, dem dieses hinterbracht wird, schliesst einen Scheinfrieden mit seinem Sohne, lässt ihn aber heimlich aufheben und in einen Thurm werfen, in der Absicht, dort ihn in einer tiefen Höhle unter Schlangen und anderem giftigen Gewürm umkommen zu lassen. In verrätherischer Absicht verfügte sich darauf Popo zu Palna-

toke. Dieser, seinen Feind kennend, bereitet ihm eine Demüthigung vor. Popo hatte Harald durch das scheinbare Mirakel, einen glühenden Erzhandschuh auf der blossen Hand zu tragen, im christlichen Glauben befestigt. Er kommt nunmehr, mit glatten Worten dem Palnatoke, sofern er das Christenthum ungekränkt lassen wolle, seine Hülfe anzubieten, um den jungen König auf den Thron zu setzen, und will das Heer dazu durch ein Mirakel überreden. Palnatoke forderte eine Probe und lässt einen glühenden Erzhandschuh bringen, verlangend, dass der Bischof ihn auf die Hand ziehe. Diesem, der sich auf diese Weise verhöhnt sieht, entfahren einige unvorsichtige Worte über den Anschlag Haralds: durch Drohungen wird er gezwungen, alles zu entdecken, und Palnatoke eilt nunmehr seinem Herrn zu Hülfe. Dieser ist mit einem Freunde, Thowald Vidförlé, einem alten Wächter übergeben, der zu Nacht, sofern der Bischof ihm nicht anderen Befehl giebt, den Boden unter ihren Füßen wegziehn und sie in die Schlangengrube stürzen soll. Der Alte, der nach des Bischofs Reden nur den jungen König für schuldig hält, beschliesst dessen Begleiter zu retten: erkennt in diesem den Retter seines Lebens und seinen Wohlthäter und wird durch dessen festen Entschluss, ohne seinen Herrn keine Befreiung anzunehmen, sondern mit ihm zu sterben, vermocht, beide zu retten. Auf Palnatokes Rath, der dazu kömmt, begiebt sich der junge König nach Samsöe, und er selbst mit seinen Gefährten beschliesst, Harald am andern Morgen anzugreifen. Dieser erhält die Nachricht von seiner Flucht und Palnatokes Anschlag und beschliesst nunmehr, diesen als das Haupt seiner Gegner heimlich aus dem Wege zu räumen. Zu seinem Morde beredet er seinen Diener Skofte, einen Finnenknaben, der durch einen heimlichen Gang aus dem Palaste sich in die Wohnung Palnatokes schleichen soll. Der Mörder ver-räth sich selbst durch seine Furcht bei dem Anblick des von ihm schlafend angetroffenen Helden: und dieser beschliesst nun, den Harald, als des Thrones so wie des Lebens gänzlich unwürdig, zu tödten. Aber er hat seinen Köcher vergessen und will schon dieses für einen Wink des Schicksals, das ihm die That verbiete, halten, als er des Pfeiles gewahr wird, den er

früher zu sich steckte, als er nach seines Sohnes Haupte zielen musste. Er hält sich nunmehr zum Rächer für erkoren, geht durch denselben Gang, durch welchen der Mörder kam, in den Palast und erschiesst den König, welchem er den geforderten Zweikampf, als mit einem kraftlosen Greise nur ein leeres Spiegelgefecht, versagt. Morgens hat man Palnatokes Pfeil in des Königs Brust gefunden. Der junge König selbst, durch seines Vaters Tod mit ihm versöhnt, glüht von Rache gegen den Mörder und beschliesst, ihn bei dem Leichenmahle desselben fangen zu lassen. Palnatoke, welcher die Einladung dazu ausgeschlagen hat, weil er dessen Andenken nicht ehren könne, den er im Leben gehasst, wird durch einen gleisnerischen Brief des jungen Königs bewogen, hinzukommen. Dieser schwört beim Leichenmahle seinem Vater feierlich Rache und lässt alsdann den gefundenen Pfeil rund um die Tafel gehen, damit der Eigner sich zu demselben bekenne. Palnatoke erkennt den Pfeil an, so wie die That: er soll ergriffen werden, allein niemand wagt es an dem wackersten Helden Dänemarks sich zu vergreifen. Allein allen Muthes ungeachtet, womit er die That vertreten hat, wird doch sein Bewusstsein davon gequält, dass er dem Harald in der letzten Stunde den Zweikampf versagt hat; seit dieser Zeit steht dessen blutiger Schatten stets vor ihm, und ein Flecken, blutroth, besudelt sein sonst spiegelglattes Schild. Auch diese Schuld soll von ihm genommen werden. Bue hin Digre, ein derber, tüchtiger Kämpfer und sein Freund, hat von dem verrätherischen Anschläge des jungen Königs gehört und kömmt, Palnatoke zu retten. Er dringt wüthend auf den König ein, seiner Sinne nicht mehr mächtig bei einer Raserei, die ihn immer ergreift, sofern sein Inneres gewaltsam angereizt ist, und er ersticht in dieser den Palnatoke selbst, der ihn zurückhalten will und ihn Königsmörder nennt, mit dem Ausrufe: dass er selbst als Königsmörder zu sterben verdiene. Der sterbende Held wird mit dem Könige versöhnt und durch den Tod von seines Freundes Hand auch mit den Göttern.

Dieses ist der Inhalt einer Tragödie von Adam Öhlenschläger, die den Namen Palnatoke führt. Wenn wir früher

in dem Aladdin desselben Dichters eine reiche glühende Phantasie und sinnreiche Allegorie bewunderten: so spricht uns hier in der lebendigen Darstellung der alterthümlichen, vaterländischen Helden des Dichters ein neuer kräftiger Geist um so tiefer an, da der Eindruck des Ganzen durch kein unnöthiges Beiwerk gestört ist und unter andern die Liebe, ein, wie es scheint, so nothwendiges Ingrediens der modernen Tragödie, in dieser keinen Platz findet. Es ist der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes, nicht eine Beurtheilung, sondern nur eine einfache Anzeige des Werks zu liefern: daher ausser dem Gesagten von dem Einzelnen des Stückes nichts ferner geredet werden wird, sondern hier nur der Versuch einer metrischen Übersetzung einer der Hauptscenen angehängt worden; der, in welcher König Harald den Finnenknaben in der Nacht seines Todes zum Morde Palnatokes verführt. Möge der Dichter selbst diesen Versuch mit gütigem Auge ansehen und in einer vaterländischen Übersetzung des ganzen Stückes uns etwas Vollendetes liefern, als das gegenwärtige, nur um auf das Ganze aufmerksam zu machen, anspruchslos Dargebotene*).

VIERTER ACT.

ERSTER AUFTRITT.

Harald.

Ha, diese Nacht ist schwanger mit Verbrechen!
 Ich seh' im Dunkeln sie mit Dolch und Fackel!
 Elender Neider! ich komm' euch zuvor.
 Lass meine That mir glücken, Sanct Sebalduß,
 Und' eine Purpurdecke deinem Altar
 Gelob' ich und zehn Kerzen; ja, ich baue
 Dir eine Kirche, so du jetzt mir hilfst
 Entrinnen dieser fürchterlichen Nacht.

*) Mit dem Verfasser dieses Aufsatzes verbindet sich mein und mehrerer meiner Freunde Wunsch und Bitte, dass es dem Herrn Professor Öhlenschläger gefallen möchte, uns recht bald auf deutschen Boden dieses Drama zu übertragen, dessen angegebener Inhalt, so wie das übersetzte Stück, das Verlangen nach dem Ganzen einem jeden erregen müssen.

Büsching.

Skofte (kommt).

Sieh, hier ist Skofte! Ist der Dänenkönig
Noch nicht zu Bett?

Harald.

Man schläft nur allzuviel
In diesem kurzen Leben. Auf dem Polster
Der harten Riesensteine, auf der Höhe,
Ist Zeit genug zu schlafen.

Skofte.

Nein, das Lager
Ist mir zu hart. Im heissen Aschenhaufen
Des Herdes schlaf' ich lieber.

Harald.

Auch nicht ich
Will in den kalten Staub geworfen sein,
Nicht, dass mich Sturm umtose, einem Sünder
Am Wege gleich; in Roskilds Kirche will
Ich ruhn, im Chore oben soll man mauern
Den königlichen Leichnam hoch erhaben
In einem Pfeiler und mit starken Farben
Mich für der fernen Nachwelt Aug dort malen.
So will ich nach dem Tode selbst noch leben.

Skofte.

Doch wenn der Kalk nun abfällt von der Wand?
Wenn im Gemäuer Kalk wird dein Gebein?

Harald.

So leb' ich fröhlich in der Skalden Dichten;
Und länger hat kein Held es noch getrieben.

Skofte.

Das ist nur Galgenfrist.

Harald.

Vertreib die Zeit mir.

Skofte.

Du willst die Zeit vertreiben, König Harald!
Und dich will wiederum die Zeit vertreiben,
Das geht ja auf!

Harald.

Erzähl' ein Abenteuer!

Skofte.

Soll ich erzählen dir von Heidreks Schwert,
Das sich im Männerblute letzen wollte,
Wenn man es zog?

Harald.

Nein, das hat Anshar
Verdorben, da er ihm geliehen hat
Moralische Bedeutung. Schlechte Weise!
Tirfing war sicherlich ein Zauberschwert!
So meinten es die alten Skalden auch.
Nun redet er von Mordlust und von Grimme!
Auf diese Weise macht er Tirfing todt.

Skofte.

So will ich eine Weise denn dir singen,
Die ich daheim gelernt. (Er singt.)
Mondlicht blinzet!
Todter grinzet!
Wird dir's da nicht bang?

Harald.

Welche Possen!

Pfui, schweig! — das ist nur leerer Wahn. Es kann ein Todter
Im Mondschein nimmer lachen.

Skofte.

O Herr König!

Da lacht man erst, wenn von der Kiefer fort
Das Fleisch ist; doch ist's ein gezwungnes Lachen!

Harald.

Komm, setze dich mir gegenüber, Skofte!
Und da ich weiss, dass du den Meth mir liebst,
So trink' aus diesem goldbeschlagnen Krug,
Derweil ich dir ein Abenteur erzähle?

Skofte.

Du willst erzählen? das ist kostbarlich!
(Er setzt sich hurtig an den kleinen Tisch, dem König gegenüber, schenkt ein
und trinkt.)

Harald.

Es war einmal ein silberhaar'ger König,
Ihm standen list'ge Feinde nach dem Leben.
Sie drohten ihm, geführt von einem Neider.
Verlassen sass der Greis in seinem Alter.

Skofte (trinkt).

Der arme Teufel!

Harald.

Es war schwarze Mitternacht.

Es sollte mit dem Tag der Streit beginnen.
 Verstört und schlaflos sass er in der Nacht.
 Gewiss des schnellen Sieges lärmten laut
 In einem andern Hause die Rebellen:
 Dort war des Königs schlimmster Neider auch!
 Ach hätt' ich jetzt nur, dachte da der Alte,
 'Nen Diener, unverzagt und kühnen Muthes,
 So schickt' ich ihn in meines Feindes Haus:
 In den Verräther stieß' er seinen Dolch,
 Und mit dem Tage wär der Sieg gewonnen.

Skofte.

Und fand der Alte keinen solchen?

Harald.

Sohn!

Beherrzte Treu ist nicht so leicht zu finden.

Skofte.

Wär' ich's gewesen nur, ich hätte lange
 Mich nicht besonnen.

Harald.

Du bist rasch und schlau

Und unverzagt, doch bist du nicht gewohnt,
 Das Schwert zu brauchen, Blut zu sehen.

Skofte.

Das Schwert nicht,

Allein das Messer brauch' ich desto besser.
 Nicht Blut zu sehn gewohnt! Wo willst du hin?
 Bei uns daheim bringen die Weiber stets
 Das Schweisstuch und das Leichentuch zum Schmaus
 Für ihre Brüder, ihre Männer mit;
 Denn selten läuft es ohne Blut dort ab.

Harald.

Gestattet Kälte solche Heftigkeit?
 Erlaubt der Schnee denn Mord?

Skofte.

Ho! ho! Herr König,

Der lockt uns erst dazu, denn nimmer röthen
Die Tropfen Bluts so schön, so purpurfrisch,
Als wenn sie träufeln in den weissen Schnee.

Harald.

Da hättest du denn wirklich Muth, mein Skofte,
Zu dieser That, wenn ich der Alte wäre?

Skofte.

Wie, Muth? Erlegt' ich, doch mit eigner Hand
Drei starke Männer, meines Vaters Feinde.

Harald.

Du?

Skofte.

Ja, eben ich. (Er zieht sein Messer.) Siehst du am Messer hier
Die Flecken Rost? 's ist Blutrost: es ist Blut
Von meines Vaters Feinden.

Harald.

— und im Zweikampf?

Skofte (steckt das Messer zu sich).

Nein,

Es war im Einkampf.

Harald.

Standen sie da still

Und liessen zu dich stossen?

Skofte (schenkt ein).

Nein, sie lagen.

Harald.

Sie lagen?

Skofte (trinkt).

Und schiefen.

Harald.

Ja, so! — Du bist so munter!

Ha, ich missgönne dir die Munterkeit.

Sprich, hat ein Kobold niemals dich geplagt,

Den man Gewissen nennet?

Skofte.

Nein,

Ich weiss vom Wissen wenig, vom Gewissen
Noch weniger.

Harald.

Da bist du glücklich, Kind!

Skofte.

Ich thu, was man mich heisst, und lass die andern
Bedenken, ob die That ich wohlgethan,
Ob nicht.

Harald.

Da bist du glücklich, Kind!

Skofte.

Was ist es mit dem Sterben denn so Grosses?
Was mit dem Morden? Ist es hier vorbei,
So lebet man ja auf an andrer Stelle,
Wo es viel besser sein soll, wie man sagt.

Harald.

Du bist von eigner Art. Sag, hast du Brüder?

Skofte.

Bei Hakon Jarl in Norweg einen Bruder,
Heisst Karker: er ist dumm: ich gab ihm Prügel,
Darum hat uns der Jarl getrennt und mich
Her mit den Falken zum Tribut gesendet.

Harald.

Ich danke ihm für diese seltne Gabe.
Je gröss're Noth, je näher ist die Hülfe.
Ein Wesen eben hab' ich nöthig, Skofte,
Wie dich; denn selbst bin ich der Greis, mein Sohn,
Und Palnatoke dort ist der Rebell.

Skofte.

Der von des Sohnes Haupt den Apfel schoss?

Harald.

Derselbe.

Skofte.

's war ein tücht'ger Schuss.

Harald.

Ich fürchte
Noch einen schlimmern. Baut man schnell nicht vor,
Schiesst er die Krone wohl von meinem Haupte.

Skofte.

Schiesst ihm den Kopf herunter, und dein Argwohn
Ist kürzer einen Kopf.

Harald.

Du redest wie
Der weise Mimer. Skofte! willst du hin
Dich schleichen, mit dem Dolche ihn durchbohren?

Skofte.

Sofern sich's thun lässt, ja!

Harald.

Gar wohl
Lässt es sich thun: das Haus ist mir bekannt:
Als Königssohn hatt' ich es selbst zu Gorms Zeit.
Zwei Stockwerk hoch ist es gebaut: darunter
Die Waffenhalle, sie ist voll von Kämpfen.
Doch oben ist ein kühler Platz und Kammer.
Dort schläft er sicher einsam manche Stunde.
Du kannst doch klettern, Skofte?

Skofte.

Wie ein Eichhorn.

Harald.

So steig' am Baume du zum Dach hinauf,
Der grösste Schornstein führt dich zum Kamin,
Dort kannst bequem du deine Zeit erwarten.

Skofte.

Das lässt sich hören.

Harald.

Wenn es dir geglückt,
So schenk' ich dir ein meergrün Seidenwamms,
'Ne Scharlachmütze, hoch und spitz, und Stiefeln
Mit Kleeblättern.

Skofte.

Und darf ich zeitig gehn
Zu Bett? und darf dein Küchenmeister mehr
Als sonst mir Butter zu dem Brote geben
Und mir es nicht so kärglich dünn mehr schmieren?

Harald.

Das sichr' ich dir, wenn Palnatoke fällt,
So soll dir niemals Fleisch zum Brote mangeln.

Skofte.

Ich eile! — doch nur eins noch, König Harald!
Du hast mir oft gelobt, dich mir zu zeigen
In deiner neuen reichen Krönungstracht;
Ich hab's noch nicht gesehn. Und soll ich fort,
So magst du damit erst noch mich vergnügen.

Harald.

Ein andermal.

Skofte.

Nein, diesmal! eben jetzt!
Es könnte Hind'rung kommen; niemals wieder
Bekäm' ich wohl es mehr so leicht zu sehn.

Harald.

In diesem selbst geb' ich dir nach.

Skofte.

Sie liegt

In deinem Schlafgemach im Kasten. Soll ich
Dir leuchten?

Harald.

Nein, bleib hier, ich weiss Bescheid.
Zur rechten Seite liegt die Königstracht,
Zur linken meine Leichenkleider. Bleib nur!
Ich weiss im Finstern, was ich will, zu finden.

Skofte (allein, zieht seinen Dolch).

Wenn er nur scharf genug ist, dieser Dolch.
Ei nun, ich will ihn schleifen, eh' ich gehe,
An uns'rer Bank, dem alten Opferherde,
Woran ich stets des Königs Messer wetze.
Dort steht der alte Odin mit dem Schwert
Schön auf des Steines Fläche ausgehau'n.
So nach und nach schon ist ihm weggeschliffen
Das halbe Schwert sammt seinem Daum von uns;
Denn für die leckre Tafel ist dem Esser
Von Nöthen doch vor allem Gabel, Messer;

Da muss man's schleifen; und wenn es gewinnt,
 Das Schwert dagegen mehr und mehr verschwindt.
 Und treiben wir es lange rasch so fort,
 Ist weggeschliffen bald der Kämpfe dort.

(König Harald tritt herein in seinen Leichenkleidern.)

Da ist er schon. Hatt' ich das nicht gedacht!
 Nun hat er fehlgegriffen und kommt an
 In Leichenkleidern. Hu! ein grauser Anblick!

Harald (mit stolzer Hoheit).

Hier bin ich in der eigentlichen Tracht;
 Der Tracht, die meinen Stamm und Ursprung deutet,
 Und die mit seltner Herrlichkeit bezeugt,
 Aus welchem mächt'gen Schössling ich entsprossen.
 Die andre wird von Demuth nur getragen:
 Doch diese schmücket mich vor allen andern
 Den hoheitsvollen Tag, wenn ich besteige
 Den Thron.

Skofte.

Wohl, stolzer König! hast du Recht;
 Denn sicherlich bist du der grösste Mann
 In dem vierkant'gen, kleinen Föhrenreiche;
 Die andern sind nur Würmer gegen dich.

Harald (betrachtet sich).

O Himmel, was ist das?

Skofte.

Dass du gewusst,
 Im Finstern, was du wolltest, wohl zu finden.

Harald (erschreckt).

Ich nahm das Pack, das rechter Hand gelegen!
 Gewiss, ich weiss es, lag sie rechter Hand,
 Die Königstracht! Selbst legt' ich sie dort hin,
 Den Schlüssel hab' ich selbst — ich weiss es sicher.

Skofte.

Das ist wohl nicht das erstemal, o Harald,
 Dass du die recht' und linke Hand verwechselt?

Harald.

Geh! Surtur zaubert furchtbar diese Nacht!
 Geh, tauch' den Dolch in meines Feindes Blut,

So sollst du mich in meiner Königstracht
 Noch manche Jahre sehn. Doch eile hurtig;
 Denn ich bin krank ums Herz.

Skofte.

Nun wohl, ich gehe.

Harald.

Hier hinterm Teppich siehst du eine Thür,
 Sie führt durch einen unterird'schen Gang
 Dich hin zum Hofe nach der andern Seite,
 Damit dich die Trabanten nicht bemerken.
 Auf diese Weise kommst du auch zurück,
 Und jede Spur, die wohl die That verriethe,
 Ist ausgelöscht. Doch hurtig! Skofte, hurtig!
 Denn ich bin krank. Das weisse Leichenzeug
 Stinkt hässlich. — Doch ich weiss, es kommt
 Vom Föhrenkasten, von beklemmter Luft.
 Ich kann den Duft vom Hobelspan nicht leiden.
 Mit Hobelspänen stopft man Todter Kissen.
 Geh, eile.

Skofte.

Ich bin hurtig, wie ein Falk.

Harald.

Stürz hurtig, wie ein Falk, dich auf die Beute.

(Sie gehen ab.)

[anonym.]

DER GOLDFADEN, EINE SCHÖNE ALTE GESCHICHTE. WIEDER HERAUSGEGEBEN VON CLEMENS BRENTANO. MIT VIGNETTEN.

Heidelberg bey Mohr und Zimmer. 1809. 371 S. 8. (3 fl.)

Heidelbergsche Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst. 8. Jahrgang III (1810) Band II, Heft 14, S. 285—290.

Der Herausgeber erwirbt durch die Erneuerung dieses alten Romans einen Dank, welchen sich früher schon Lessing damit verdienen wollte. Die Seltenheit des Buchs (wovon in dem Kochischen Compendium der altdutschen Literatur, dazu an einer unrichtigen Stelle (II, 247), der spätere Nürnberger Druck aus dem siebzehnten Jahrhundert angeführt wird) hat es wahrscheinlich der Bekanntmachung entzogen, bis sich auf der Göttinger Bibliothek ein Exemplar der Originalausgabe Strassburg 1557. 4. vorfand, wovon dieser Abdruck genommen worden. Der Verfasser desselben ist Georg Wickram von Colmar, welcher in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts lebte, und dessen übrige Werke sich vorthellhaft unter gleichzeitigen auszeichnen. Sein Stil gehört in die beste Zeit, er fängt an, sich in Perioden zu bilden, ohne dass er darum von der früheren naiven Art verloren hätte, und hat eine schöne poetische Ausführlichkeit, ohne breit zu sein; in den Selbstgesprächen und Klagen aber herrscht (wie S. 34 ff. und 219 ff.) eine eigene Anmuth. Die Geschichte begiebt sich in Spanien und Portugal, und man könnte daher auf eine Übersetzung schliessen, allein es ist uns keine Notiz von einem ähnlichen altspanischen Roman vorgekommen, und wenn auch die einfache Begebenheit aus einem solchen entlehnt wäre, so ist doch das Ganze durch und durch deutsch in Darstellung, Sitten und Gebräuchen, ja auch das frühere altdutsche Gedicht, der Renner von Hugo von Trimberg, wird darin erwähnt, dass wir es für eine eigene Arbeit Wickrams halten dürfen. Der Charakter des Buchs ist

eine heitere Liebenswürdigkeit, die Erzählung geht ruhig fort und ist doch stets anziehend. Namentlich gilt dies von der ersten Hälfte des Buchs, und reizend gleich beginnt es mit dem Leben eines frommen Hirten, zu dem sich ein Löwe freundschaftlich gesellt, und mit der Erzählung von dem jugendlichen Königreich, das noch heute besteht. Der König entflieht, weil er sich nicht mehr mit Ehre behaupten kann, und wird Kochbube bei einem reichen Graf. Und wen wird hier der arme treue Knabe nicht rühren, der durch seine fröhlichen Gesänge sich den Dienst bei seiner Liebsten erwirbt und ihr geringes Geschenk, einen Goldfaden, in eine Wunde unter seinem Herzen legt, die er dann solchergestalt, ihn wohlverwährend, zugeheilt und endlich nach mancherlei Schicksalen auf einen grünen Zweig kommt? Ein Paar hundert Jahre hat dieser Roman verborgen gelegen und doch ist er unversehrt und glänzend geblieben, wie der Goldfaden selbst, den Angliana aus der Wunde wiederum empfängt, während so vielen andern ihre eigene Zeit, wie ein Gewürm, das mitgeboren, alles Laub und alle Blüten abgefressen hat und der verdorrte Stamm nur noch in den literarischen Registern steht. Wo die Frischheit dieser Poesie begegnet, da erweckt es einen Muth, wie Leufried der Anblick seiner Angliana (S. 70); ihm war, als komme er aus einem finstern Gewölb urplötzlich in den klaren Schein der Sonne. Und wie es nicht selten ist, dass wir von einem gestreichen Gesicht mehrere Eindrücke, ganz verschieden und doch dieselben, empfangen, so kann auch dieses Gedicht auf mannigfache Weise ansprechen und einen jeden Sinn befriedigen. Die Unschuldigen werden sich einfach an der Geschichte und ihren Verschlingungen ergötzen, andere können sich schöne Lehren daraus ziehen, und die, welche bei einem freudigen Menschen nachsehen, ob auch das Herz ihm schlage, mögen sich die philosophische Idee und die Bedeutung des Ganzen heraus und hinein suchen, alle aber werden gern diesen goldenen Faden um den Rosengarten unserer Poesie aufziehen.

Orthographie und Kleinigkeiten im Stil sind zur Bequemlichkeit im Lesen abgeändert; die Kupferstiche in Holzschnittmanier dienen zu einer netten Verzierung.

Schliesslich wäre nun auch die Auffindung und Bekanntmachung eines andern alten Romans zu wünschen, des von Lotarius und Wilibald, dem unsaubern Knaben, den Koch (Bd II, S. 360) sehr problematisch behandelt, welcher aber von demselben Wickram, und zu welchem eben dieser Leufried als ein Gegenstück geschrieben worden ist, damit man umgekehrt sehe, wie der böse Muthwillen sich den Rittergarten des Lebens verscherzt und auf der kahlen Hirtenwiese, von Sonne und Armuth zerbrennt, sein Ende nimmt. Um aber Wickrams Eigenthümlichkeit als Dichter besser kennen zu lernen, wäre ein neuer Abdruck eines andern seiner Werke, des seltenen irrlleitenden Pilgers, zu wünschen, das freilich keines so allgemein zusprechenden Inhaltes, wie der Goldfaden, aber wohl werth wäre, in einer abkürzenden Bearbeitung wieder zu erscheinen. Wir setzen als Probe desselben eine Stelle hierher, worin der allgemeinen Verständlichkeit wegen einiges unbedeutend geändert ist.

Der Garten war gross, lang und breit,
 Worin er trat zur Morgenzeit,
 Mit schönen Hecken unterfangen,
 So selbst gewachsen und aufgegangen.
 Zu äusserst um den Garten gieng
 Eine schöne Mauer, die ihn umfieng,
 Die war inwendig getüncht so rein
 Und dann bemalt mit Farbenschein.
 Im ersten Garten sah man stehn
 In der Mitte einen Brunnen schön,
 Der war gemacht von Marmelstein,
 Weissglänzend wie ein Helfenbein,
 Mit vier verguldeten Röhren gross,
 Daraus das Wasser reichlich schoss,
 Oben darauf ein Weibesbild schön,
 Künstlich mit einer Krone zu sehn,
 Einen Kelch trug sie in rechter Hand
 Und an dem linken Arme stand
 Ein Crucifix, das thät sie halten.
 Aus dieses Brunnens Kasten walten
 Vier schöne Wasserbäche klar,
 Durchwässerten den Garten gar,
 Ob in dem Jahr kein Regen gekommen,

Es hätte ihm doch die Kraft nicht genommen.
In diesem Garten gar nichts stund
Denn hohe Bäume gewachsen rund,
Die waren der allerbesten Frücht,
Denn sich der Abt liess dauern nicht,
In fremde Lande zu schicken weit
Nach jedem Baum zu gelegener Zeit,
Damit er solche möcht bekommen.
Keine Frucht war hier nicht ausgenommen,
Von Äpfeln, Birnen mancherhand
Er hier in diesem Garten fand.
Unter den Bäumen stand das Gras,
Lustig im Thau, noch blinkend nass,
Mit vielen Blümlein untermenget,
Als wenn's mit Farben wäre besprenget,
Der edle süsse Vogelgesang
Auf allen Bäumen so laut erklang,
Dass einer an demselben Ort
Kaum hören mocht sein eigen Wort,
In [Je] einer dem andern zuwider erschallt,
Dass es durch alle Bäume erhallt.
Der Zaun, so da gieng rund umher,
Der war von lauter Kreuselbeer,
Die hiengen allenthalben voll Frucht,
Der Zaun ganz dick war in der Zucht
Von Laub und Dornen, dass kein Maus
Hätt mögen kommen ein noch aus.
Pomona stand gar herrlich gemalt,
Die Göttin gross von schöner Gestalt
Auf vorherbeschriebener Gartenwand,
Wie sie im Garten zu pflanzen verstand
Die schönen Früchte wundersam,
Davon ihr Name auch herkam,
Von Poma ist sie Pomona genannt.
Auch war zierlich gemalt an der Wand,
Wie Vertumnus, der Jüngling zart,
Der Pomona Buhler ward.
Hier sah man, wie er oft verwandelt
Als Fischer kam, mit Fischen handelt,
Dann kam er wie ein Gärtener,
Trug auf dem Hals einem Rückkorb schwer,
Jetzt kam er wie ein reisiger Mann,
Sprach allezeit die Pomona an,

Dass sie sich wollt' erbarmen sein,
 Als Buhlen ihn bei sich nehmen ein.
 Pomona es aber nimmer wollt,
 Den armen Vertumnus sehr ausscholt;
 Sie wollte ihm nimmer günstig sein,
 Er sollte sie endlich lassen allein.
 Zuletzt verkleidet er seinen Leib
 Und kam gleich einem alten Weib
 Und sich an einem Stecken lehnt,
 Gerunzelt die Stirn und ungezähnt,
 Als wär sie alt wohl hundert Jahr,
 Die Augen roth und grau das Haar.
 So klopf er an des Gartens Thür,
 Pomona kam zu ihm herfür,
 Da bat er sie mit Worten süß,
 Dass sie ihn in den Garten liess.
 Pomona liess ihn zu sich ein,
 Empfang da das alte Mütterlein.
 Er gieng im Garten hin und her,
 Beschaut ihn allenthalben so sehr,
 Und als er alles hat beschaut,
 Rühmet er sehr die schöne Jungfrau.
 Das musste der Jungfrau wohl behagen!
 Als nun das Weib thät zu ihr sagen:
 „O Jungfrau, edel, schön und zart,
 „Wie magst du der Früchte soviel Art
 „Zusammenbringen in deine Gewalt
 „Auch [Auf] so viel Bäumen von mancherlei Gestalt“!
 Das alte Weib zuletzt auch hätt
 Pomonen so freundlich dazu beredt,
 Dass sie zu ihr auch nieder sass
 Gutwillig in das grüne Gras
 Und listig ihre Hand um sie schlug,
 Dass nun heraus kam der ganze Trug:
 Denn es verschwand das alte Weib,
 Vertumnus zeigt ihr seinen Leib
 Und gab sich zu erkennen sogar,
 Warum er hergekommen war.
 Also hielt er nun Pomona umfassen,
 Mit dem alten Weib hat's angefangen.
 Und alles in des Baumgartens Wand
 Gar künstlich man eingemalet fand.

[anonym.]

DIE SCHÖNE LITTERATUR DEUTSCHLANDS WÄHREND DES ACHTZEHNEN JAHRHUNDERTS.

DARGESTELLT VON FRANZ HORN.

Berlin und Stettin bey Friedr. Nicolai, 1812. 224 S. in 8.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. 8. Jahrgang V (1812) Band II,
N. 58. 64, S. 913—928. 1002—1008.

Wie man auch über diese Schrift zu urtheilen gesonnen sei, nach Beendigung derselben muss man von zweierlei einen angenehmen Eindruck behalten. Erstlich davon, dass der Verfasser überall darauf hinausgegangen, sein eigenes Urtheil zu haben, dabei mit dem Vorsatz, nicht einseitig oder streng es auszusprechen, sondern mild und innerhalb der Grenzen eines billigen Anstandes. Diese Redlichkeit, die durch das ganze Buch hin leuchtet, selbst im Irrthum befangen, muss um so mehr erfreuen, als sie nicht häufig angetroffen wird, und wie sie dem Ganzen einen gewissen Werth verbürgt, so liegt in ihr auch das Zeugnis für den Grad von Fleiss, den der Verfasser bei seinem Studium angewendet hat. Auch der Lohn konnte nicht ausbleiben, den jede eigene Arbeit gewährt: manche bessere Ansicht, gute und treffende Bemerkungen im Einzelnen; was wir alles hier anerkennen und wofür wir dem Verfasser danken wollen. Sodann ist ein lobenswürdiges Streben nach Unparteilichkeit in Beurtheilung der Dichter nicht zu verkennen und das Bemühen, auch ein geringes Verdienst im Ganzen nicht zu übersehen.

Das ist das Günstigste, was wir von diesem Buche aussagen können und was wir gern voranstellen. Gedenken wir nun den Werth desselben zu schätzen, so fällt sogleich die Enge desselben in die Augen. Auf nicht mehr als ein und zwanzig Bogen kleines Formats wird uns eine Geschichte der poetischen Bemühungen eines ganzen Jahrhunderts gegeben; wir wissen, dass eine Arbeit nicht nach dem äussern Umfang zu schätzen

ist, aber nur eine leichte Betrachtung der vorliegenden überzeugt, wie kurz, unbefriedigend und geradezu unbedeutend eine Menge Paragraphen sind. Wären Vorarbeiten zu benutzen gewesen und das genaueste Detail schon untersucht, so könnte man es ausführbar denken, die Resultate in einen so engen Raum zusammenzudrängen, hier aber bietet die erste Arbeit sogleich den letzten Gewinn dar. Recensent darf den Irrthum vermuthen, als sei das Ausführliche nur bis zu einem gewissen Punkt nöthig oder wünschenswerth, weiterhin unnütz und zerstreud. Aus dem entgegengesetzten entstanden, der das gelehrte Detail ohne grossen und lebendigen Zusammenhang hat geltend machen wollen, ist dieser Irrthum gerade in dieser Zeit schädlicher als je, in welcher man gern alles Besondere und Eigenthümliche in einer gewissen unerquicklichen philosophischen Allgemeinheit verschwimmen und aufgehen lässt, und wir setzen geradezu entgegen, dass erst die Erforschung eines jeden Details in der Wissenschaft die rechte Erkenntnis, wie in der Poesie die rechte Lust gewähre. Was hernach mitgetheilt werden dürfe, wird der Geist wissen, der empfindet, in welchen Äusserungen das Leben sich am sichersten gezeigt; aber wie anders und eindringlicher lauten dann die Resultate, als die Worte unseres Verfassers können, wenn sie die Frucht eines solchen ernsthaften Studiums sind. Die Ungleichheit in dieser Schrift kann niemandem entgehen, während bei einem Dichter von einem manchmal kleinen Erzeugnis ausführlich die Rede ist, wird bei dem anderen kaum Namen und Titel seiner Werke genannt. Dies führt zu dem Urtheil, dass, wenn ein gewisser Fleiss des Verfassers nicht zu verkennen ist, ihm dennoch der rechte gefehlt; was er geliefert, ist kein Werk vollendeter Untersuchungen, sondern mehr einer gefälligen bequemen Ansicht. Die Wissenschaft, die jede Strenge und jeden Ernst fordert, hat einiges, aber doch nicht viel gewonnen. Darf man die Arbeit nicht so oberflächlich nennen, wie die Geschichte der Deutschen Poesie, die der Verfasser vor mehreren Jahren herausgab, in vielen Theilen wirklich ist, so ist sie doch leicht, es fehlt ihr an Tiefe und daher an begründetem Recht auf Dauer. Indessen, wie jenes Buch manchem eine willkommene Lectüre

gewesen, weil er sich auf eine anständige Weise belehrt und unterhalten fand, da der fassliche, auch nicht ganz sorglose Vortrag, eine Ansicht, die nicht ohne Geist und Gefügigkeit war, endlich die von uns getadelte Kürze, welche eine Beendigung erlaubte, entgegen kam, so glauben wir auch, das gegenwärtige werde sich eines gleichen Schicksals zu erfreuen haben, indem es mit jenem nicht nur dieselben Eigenschaften theilt, sondern auch noch sorgfältiger in der Form und genauer im Inhalt ausgefallen ist. Überhaupt scheint es uns ganz eigentlich für die gebildete Gesellschaft geschrieben, die sich in der Geschichte der Poesie zu orientiren gedenkt; die Forderungen, die eine solche machen darf, sind wohl alle befriedigt, selbst, was nicht selten wiederkehrt, das Berufen auf den Leser, der schon wisse und verstehe, womit in der That ein beträchtlicher Theil des Werkes abgethan worden, liess sich auch hieraus erklären. Man könnte nach dieser Bemerkung eine ernsthaftere Kritik für unpassend halten, wenn der Verfasser nur selbst einen solchen Standpunkt als den seinigen genannt, und wenn nicht schon die Wichtigkeit des Gegenstandes, von dem auch die Vorrede spricht, eine aufmerksamere Betrachtung erforderte.

Ein anderes Hindernis, das sich der würdigen Lösung der Aufgabe entgegenstellte, war noch bedeutender, da es in der Sache selbst lag und von keinem Fleiss gehoben werden konnte. Durch die in nicht langen Zwischenräumen bekannt gemachten Briefe mancher von denen, welchen unsere Litteratur ein neues Leben dankt, schien allmählich sich eine Geschichte der geistigen Bestrebungen des verflossenen Jahrhunderts vorzubereiten. Über das, was vorangegangen, hatte sich durch sie, das heisst, durch das blosse Dasein einer neu wirkenden und gestaltenden Kraft ein geschichtliches, festes Urtheil gebildet. Das unvertilgbare Blau des Himmels war von neuem hervorgetreten, in der frischen Luft, die man athmete, liess sich aber leicht und ohne Hass sagen, wie ängstlich, zusammengedrängt und darum wie arm man gelebt; es dachte niemand mehr daran, Gottsched und seine Zeit als nichtig darzustellen, er stand nun von selbst an der Stelle und in dem Verhältnis, das ihm in der

grossen Reihe gebührte. Was aber jene Männer theils ange-
deutet, theils schon ausgesprochen, ist seitdem wie gesunder
Samen aufgegangen oder als lebendiges Wort unaufhaltsam
weiter gedungen; man hat dies Verdienst zwar einer späteren
Umwälzung zuschreiben wollen, aber auch dieser Irrthum sinkt
nach und nach und von selbst. Man fühlt, was man ihnen
zu verdanken hat und dass alles fruchtbare Erkennen ein fort-
wachsendes sein müsse: nie hat ein Zauberstab, der ohne
Zusammenhang schafft, etwas Freudiges und Dauerndes geschaffen,
und edle Menschen würden ihn, wie Prospero, nachdem sie
das Böse bezwungen, gern zerbrechen und den gebundenen
Ariel frei geben. Indem sich der Einfluss jener Männer immer
deutlicher bestimmt, in demselben Masse bildet sich auch, ge-
tragen von dem ganzen Volk, ein Urtheil über sie; das,
was Lessing, Klopstock, Heinse gethan, mag schon gesagt
werden können: wie Winkelmann als ein Tüchtiger von hinnen
gegangen, hat uns der Geist gezeigt, der seine Bahn überschaute.

Ist es möglich geworden, über Einzelne schon ein geschicht-
liches Urtheil auszusprechen, das heisst, darzulegen, wie es all-
mählich sich begründet, so ist es über einen grossen Theil der
hier besprochenen Dichter noch nicht. Noch leben wir in ihrer
Zeit und unter ihrer Herrschaft, selbst wenn sich ihr irdisches
Leben schon beschlossen, wir fühlen uns von ihnen berührt,
wir müssen uns nähern oder entfernen. Auch der Stern, der
über jenem dunkeln freudenlosen Tag schnell die Decke theilte
und die Herrlichkeit eines morgendlichen Himmels ausbreitete,
steht noch in allem Glanz über uns und wir erfreuen uns gern
seiner Leitung. Eine jede Periode hat, wie jeder einzelne
Mensch, eine eigenthümliche Richtung, erst, wenn sie vor einer
andern weicht, mag ihr Werth zu dem Ganzen sich bestimmen;
haben wir aber heute noch zu leben, so können wir noch nicht
sagen, was morgen darüber für Recht zu sprechen sei. Darum
sollte niemand glauben, der mitten in seiner Zeit steht, er, ein
Individuum, führe den Massstab, der sie ausmesse, und er könne
heraussuchen, was als Gewinn und reines Gold aus dem tauben
Gestein zurückgelegt werden dürfe. Er wird doch immer auf
eine Art für oder gegen sie befangen sein, da er mit aller

Geistesunabhängigkeit ihrem Einfluss nicht entgehen kann, wie wir uns nicht die Luft versagen, die uns umgiebt, und die Speise, die unser Land erzeugt. Übrigens lege man dies nicht so aus, als sei dadurch die Freiheit des persönlichen Urtheils gezeugnet oder nur gefährdet, es soll mit aller Mannigfaltigkeit bestehen. Eben aus dem Zusammenklang darin wird, was wir in dem bedeutenden und edlen Sinne die Stimme des Volks nennen, erzeugt, sie aber wünschen wir vor allen aufrecht zu erhalten, denn bei dem schärfsten Widerspruch und jeder möglichen Äusserung wird allezeit das Rechte siegreich heraufdringen. Jedes Urtheil ist dann nur ein besonderes ohne Anspruch auf Entscheidung und Allgemeinheit. In diesem Sinne sollten auch ästhetische Recensionen betrachtet werden. Weil in der Litteratur nicht minder Bewegung und gesellschaftlicher Verkehr ist, so wünscht man die Stimmung der Mitlebenden zu vernehmen: eine Begrüssung des Neuhinzugetretenen oder ein Wegwenden von demselben, ein endliches Urtheil kann es nicht sein, und jede Anmassung dazu hat sich immer von selbst vernichtet. Auch haben wir es nicht selten erfahren, dass innere, in sich ruhende Vortrefflichkeit gegen das von allen Seiten einbrechende ungünstige Urtheil der Zeit sich endlich bewährt und ein langes Vergessen, aber kein langes Verkennen möglich war.

Wir glauben wohl, dass es der Verfasser hin und wieder gefühlt, wie etwas dagegen streite, über das in der Gegenwart Bestehende auf diese Weise geschichtlich zu reden; die seltsame Art, mit der er öfters das Urtheil weggeschoben, das Mildernde, das er durch die Form hineinzulegen versucht hat, deuten darauf; dennoch wie parteiisch, inconsequent, ja, in andern Augen, wie hart er gewesen, bei allem aufrichtigen Bestreben zum Gegentheil, werden wir unten zeigen. Ohne Zweifel hat ihn die Eintheilung nach Jahrhunderten vermocht, seine Arbeit auf diese Zeit auszudehnen, die doch offenbar nur eine äussere ist und keine Beachtung verdient. Man kann wohl mit dem 18. Jahrhundert anfangen (was zufällig ist), aber nicht damit endigen, so wie keiner unsere Zeit einmal geschichtlich verstehen und darstellen kann, der nicht bis zu ihrem Beginnen

und mitten in das 18. Jahrhundert zurückgeht. Beschränkte sich jemand darauf, die frühere Periode zu untersuchen, die hier als ganz elend abgewiesene Polemik der Schweizer, dann die Übergangspunkte in Klopstock, Lessing, Heinse, was Sulzer, Gleim, Ramler gewirkt, anzugeben, so würde er, wäre sonst nichts einzuwenden, ein sehr schätzbares Werk geliefert haben, welches in der That noch fehlt. Das aber müsste man auch verlangen, dass er nicht bloss die Poesie ohne Rücksicht auf die ganze geistige Cultur darstelle, die frische Ansicht der Antiken, z. B. die wir Winkelmann danken, der hier nur nebenbei und mit wenigen Worten angeführt wird. Denn überhaupt vermessen wir, was einem ergreifenden Buche nicht fehlen mag, das freie Umsichschauen, welches die rechte Sicherheit, mit der man die Sache gefasst, wohl erlaubte; der Verfasser hat sich die Poesie so streng darin abgesteckt, dass selbst Lessings Fabeln abgewiesen werden, und wenn nicht die Gleichnisse wären, würden wir kaum von dem Dasein anderer Zeiten und anderer Bildung etwas vermuthen können.

Noch ein drittes hat, wie wir glauben, nachtheilig auf das Ganze gewirkt. In der Vorrede heisst es nämlich: die deutsche Litteratur sei nur individuell und durchaus nicht national, im Buche selbst wird der monologischen Natur der Deutschen gedacht (S. 303), und dass jeder Dichter abgeschlossen für sich stehe. Soll das soviel heissen, dass man nie eine Autorität anerkannt und eine allseitige unendliche Entfaltung nie durch ein Gesetz hat begrenzen lassen, wie andere Völker, was diesen Sicherheit und schnelles Wirken, aber auch etwas Erstarrendes gab? Will man in diesem Sinn sagen, sie sei als Ganzes charakterlos und fragmentarisch, so ist das ebenso richtig als anerkannt. Schliesst man aber weiter daraus, dass jeder deutsche Dichter für sich, einsam und ohne Zusammenhang mit dem anderen da sei, so muss Recensent dies geradezu für falsch erklären. Wer die Poesie von ihrem Beginn bei allen Völkern betrachtet, der wird bemerkt haben, dass ihr Wesen gerade in dem Zusammenhang mit allen Zeiten, in der Überlieferung durch Jahrhunderte bestanden, und dass sie in diesem lebendigen

Wandel in ihrer grössten Reinheit und Bedeutung sich entfaltet. Wie sollte, was ewig in sich dasselbe und unveränderlich, so ganz sich umgekehrt haben und nur in einzelnen, abgetrennten Bruchstücken noch erscheinen. Wo die Natur sich dem Blicke des Beschauers als ungeordnet und vereinzelt darstellt, was als Gleichnis angeführt wird, ist sie nicht am herrlichsten, sondern da, wo wir einen grossen Zusammenklang wahrnehmen. Aber auch darin fehlt die Vergleichung, dass die Natur allezeit unwandelbaren Gesetzen gefolgt ist, jener Zusammenhang aber in der deutschen Poesie unleugbar vorhanden war. Sei uns ein anderes Bild des Verhältnisses erlaubt: Als die Lahen (die ersten Bewohner der Welt nach der Tibetanischen Mythe) noch in ihrer Reinheit lebten, pflanzten sie sich durch blosses Anschauen fort, und es waren nicht Sonne, Mond und Sterne, weil sie in ihrem eigenen Lichte glänzten, als sie aber finster wurden, stiegen diese erst aus dem Meere und gaben das Licht. Was sonst durch eingeborne, fast unbewusste Kraft verliehen wurde, das suchen wir jetzt durch Betrachtung wieder zu gewinnen, wir wissen von einer Nacht, wir streben aber dem Lichte zu, das wir nach unserm Stande anders betrachten, und dass auch nicht ganz das in uns Wohnende vergangen, das beweist die wunderbare Kraft des Auges. Wäre jene Behauptung richtig, so müsste die erste Folge davon sein, dass solche vereinzelte Poesie auch ohne Wirkung auf die Nation geblieben. Wie kann aber alles dies Goethe allein widerlegen. Er, der, ein jugendlicher Held, wie nicht aus ihm geboren, unter ein beschränktes Volk trat, erzählt in seinem Leben, dass Klopstock und die Dichter seiner Zeit auf ihn gewirkt, und gesteht dann, wie abhängig der Mensch von der Zeit lebe, dass ein Raum von zehn Jahren ohne Zweifel eine ganz andere Entfaltung bewirkt haben würde; wiederum aber, wie hat er, der sich so eigenthümlich gebildet, doch seine Nation ergriffen und angeührt, und wie allgemein ist er verstanden und geliebt worden. Überhaupt ist es nicht schwer, zu bemerken, wie etwas selbst ganz Unerwartetes und Individuelles, wenn es nur eine nationale Idee ergriffen und in sich begründet war, bald einen eigenen

Kreis um sich gezogen und die Krone getragen hat. So war in allen Zeiten eine Poesie da, die nicht bloss von dem Einzelnen abgehangen.

Indem der Verfasser dieses verkannt, hat er die Poesie des ganzen Zeitraums bloss persönlich dargestellt, und während in den früheren Jahrhunderten die Dichter selbst verschwinden und ihre Namen nur ein Einziger trägt, so scheint hier das Umgekehrte möglich geworden zu sein. Es lag wenig daran, ob er äusserlich die Periode angab, wenn er nur mehr das Leben der Poesie in den Dichtern dargestellt und so eine der grössten Belehrungen der Geschichte nicht entzogen hätte; das Wenige, was gelegentlich eingefügt worden, können wir unmöglich für hinlänglich erklären. Eine äussere Ungerechtigkeit ist schon durch dies blosse fragmentarische Nebeneinanderstellen der Dichter hervorgegangen, denn da das Urtheil über den Werth derselben nicht ohne ihr Verhältnis zur Zeit gedacht werden kann, so ist es gekommen, dass wir ein schwaches Verdienst der früheren Periode mit einigen wohlwollenden Worten uns nahgerückt sehen, während in späteren ein ohne Zweifel besseres mit einem noch kürzeren Tadel kaum bemerkbar verschwindet.

Das Vorgehende mag als Einleitung und allgemeines Urtheil gelten, wir können uns jetzt unmittelbar zu dem Buche selbst wenden, um im Einzelnen jenes zu bewähren. Die auf drei Seiten gegebene Einleitung von dem politischen Zustande Deutschlands theilt eigentlich weniger mit, als sie bemerkt, das Nöthige sei bei dem Leser vorzusetzen. Ein umständlicher Abschnitt über das öffentliche und häusliche Leben, das Verhältnis der Dichtkunst zur Gelehrsamkeit, des Adels zu dem Bürger grosser Städte und über die Volkspoesie jener Zeit, an die hier niemals gedacht worden, wird ein anderes Werk einmal passend einleiten; auch die Bemerkung gehört hierher, dass die poetische Entwicklung nicht immer mit der politischen, deren Einfluss übrigens ausser Zweifel ist, parallel gelaufen und nicht alle Stützen des Menschen zugleich niedergesunken sind. — Über die erste Periode bis zu Klopstock und Winkelmann etwa haben wir im Ganzen wenig zu bemerken, die Haltung gegen

diese Dichter ist die der vermittelnden Kritik, welche, insofern sie geltend zu machen strebt, was sich von selbst gebildet, vortrefflich ist; den hier, zumal in ihrer Allgemeinheit gefällten Urtheilen wird man zu widersprechen nicht leicht in Versuchung kommen, man ist so ziemlich einig darin. Interesse können sie nicht erregen, weil sie zu kurz und eilend sind, nur ein genaues Einführen in das Treiben jener Zeit mag dies erwecken, und dann wird sich auch zeigen, ob wir uns zuviel vergeben, wenn wir uns einmal ihm überlassen. Wir wollen niemand tadeln, der eine reichere belohnendere Epoche zum Studium sich wählt, wer sich aber jener annimmt, dem können wir auch nichts erlassen. Dabei glauben wir, dass wie eine arme Gegend in gewissen Stimmungen einen eigenen Reiz und ein gewisses wohlwollendes Hinneigen zur Betrachtung ihres geringen Schmucks erweckt, etwas Ähnliches bei einem solchen Studium nicht ausbleiben werde. Indessen eine auffallende Ungerechtigkeit des Verfassers in dieser Periode müssen wir bemerken. Sie betrifft Bodmer. Mitten unter den billigsten und ruhigen Urtheilen, so dass Gottsched sogleich darauf in einem weit günstigeren Licht erscheint, wird hart und wie persönlich über diesen verdienten Mann hergefallen. „Beschränktheit und Bornirtheit hat ihn sein ganzes Leben nicht verlassen, alle Dichter hat er gehasst und gehöhnt. Selbst die Waffen der rohsten Polemik versagten ihm oft, ohne Witz und Grazie konnte er nur Schimpfreden aufbringen, als Dichter zeigt er nicht die leiseste Spur von Talent, und seine Werke erkaltet eine jammervolle Mühseligkeit; was man rühmen möchte, seine Bekämpfung Gottscheds und die Bekanntmachung mehrerer altdeutscher Gedichte ist schon oft genug gerühmt.“ Wir müssen das längst ausgesprochene Urtheil der Zeit gegen Herrn Horn wieder herstellen. Als Dichter hat Bodmer der ursprünglichen Quelle, der ewig jugendlichen schaffenden Kraft ermangelt, darum ist er als solcher vergessen und nur für seine Zeit dagewesen; dagegen ist ihm Talent zur Poesie gewiss nicht abzustreiten, seine Gedichte mögen auf alle Art von selbstgebildeten Theorien und Ansichten erzeugt, grau und langweilig sein, ein gewisser Grund und Verstand ist aber sichtbar und

sie sind niemals fad. Was ihm aber in unseren Augen vorzüglichem Werth giebt, das ist sein Gefühl für das Ursprüngliche der Poesie, ein gutes Gedicht seiner Zeit zu erkennen ist leicht, aber schwer, ein ihr ganz entfremdetes, und hier erscheint sein Verdienst für die altdeutsche Litteratur in hellem Licht; dass er die Gedichte durch Abdruck mittheilen konnte, dafür müssen wir glücklichen Umständen Dank wissen, aber sein Eifer dafür, seine Erkenntnis ihres Werths, die ihm von niemandem mitgetheilt und gar nicht oberflächlich war, ehrt ihn unabhängig davon. Man braucht nur seine Einleitung zu den Minnesängern zu lesen, um zu fühlen, dass kein Geistloser und Beschränkter davon rede, man sehe seine Vorrede zu dem Nibelungenlied (Chriemhildens Rache), wie er den Vorrang desselben vor den anderen Gedichten des Mittelalters und seine Verwandtschaft mit dem Homer empfunden, die der einzige Johannes Müller nur noch anerkannte. Herr Horn denkt nicht daran, dass niemand weiter um das grosse Epos sich bekümmerte und es geradezu wieder vergessen wurde (worüber Bodmer mit Recht hätte empfindlich sein können), um ihm vorzuwerfen, dass er die späteren Meistersänger für gemeine Reimer gehalten, was sie doch grösstentheils auch gewesen sind. Freilich haben wir bessere Ansicht vom Homer, und manche Theorie ist veraltet, allein das sind Vortheile, welche unsere Zeit verleiht, und ein Einzelner darf nicht zu stolz damit gegen einen anderen thun, dem, um mit ihm darin auf gleicher Stufe zu stehen, bloss fehlt, dass er nicht sein Zeitgenosse ist. Als Kritiker Bodmer zu zernichten, soll der Umstand hinreichen, dass er die Musik gehasst und den Reim verworfen, es scheint kaum nöthig zu bemerken, dass wir bei ausgezeichneteren Geistern, als Bodmer war, solche Einseitigkeiten finden, sonst schlagen wir Herrn Horn vor, Schiller damit zu charakterisiren, dass er, wie bekannt, die Minnelieder verachtete. Wir wollen nicht alle einzelnen Ausfälle auf Bodmer beantworten und nur noch von einem Buche desselben reden, das Herr Horn anzuführen nicht werth gehalten: es ist die Übersetzung von Percys reliques unter dem Titel: Altenglische Balladen, welche besonders für ihre Zeit Lob verdient. Soviel wir wissen, ist es die erste Anerkennung dieser herrlichen Lieder

in Deutschland, und die Arbeit selbst zeigt eine sichere und feste Hand, darum alles gleichförmig geworden, auch nichts verziert und verweichlicht, worunter neuere Übersetzungen eher leiden, und wir ziehen diese in manchen Stücken sogar den Herderischen in den Stimmen der Völker vor. Die Stücke aus dem Nibelungenlied und dem Parcival sind mit Einsicht gewählt und behandelt. Angehängt sind einige polemische Stücke in Hexametern, die Herr Horn gewiss besser scandiren kann, aber weder roh noch schimpfend, sondern in einigen Bemerkungen wahr; ebenso ist, was bei der Büsserin gegen Stollbergs Bearbeitung gesagt wird, durchaus begründet. — Auch einige andere Urtheile scheinen uns im Gegensatz zu der vorherrschenden Milde zu hart, z. B. das gegen Zachariä, dessen Renommist das Studentenwesen gerade nicht schlecht aufgefasst hat und durch diese Wahrheit Werth behält. Wogegen wir der verschiedentlich durchbrechenden ungemessenen Verehrung vor Flemming wohl einige Schranken setzen möchten.

Das Urtheil über Klopstock geht darauf hinaus, die Verdienste dieses tiefempfindenden und ausgezeichneten Geistes ins Licht zu setzen, das gewiss zu billigen ist: wir wünschten nur die Gründe näher bestimmt, warum bei vielem Poetischen, das in der *Messiad*e nicht zu verkennen, dieses Gedicht doch keinen nationalen Eindruck gemacht, mehr entfernt geachtet als eifrig gelesen wird. Der Unterschied zwischen dem Materialen der Poesie und der Poesie selbst, an welchen zu erinnern der Verfasser für heilsam hält, hilft hier nicht, weil er überall vorkommt, und die Klage, dass die Sprache sich unüberwindlich gezeigt, wohl jeder grosse und edle Dichter hat führen müssen. Wie Herr Horn sich öfter gleichsam selbst bestiehlt, so hat er bei dieser Gelegenheit eine ganze Seite aus seinem früheren Werk wieder eingezogen; wir können ihn keines Plagiats beschuldigen, aber wir wissen nicht recht, wie bei einem stets lebendigen Studium einem Autor dies möglich ist. Auch ein Gleichnis ist dorthier entlehnt, um Klopstocks dramatische Versuche zu entschuldigen, sie seien wie ein Baum, dem man mit Fleiss alle Blätter abstreift; es ist nicht unpassend, da es andeutet, wie unser Blick nirgends an dieser Kälte und Starrheit haften kann,

aber für des Verfassers Absicht schlecht gewählt, da nichts trauriger wäre, als ein solch freiwillig entlaubter Stamm unter frisch grünenden, so wie auch das völlige Entblättern in der Natur das Absterben bewirkt. Wie Herr Horn diesen Irrthum Klopstocks, der ohne Folgen blieb, bedeutend nennen kann, begreifen wir nicht.

Was über Lessing gesagt worden, scheint nicht geglückt. Hier wendet Herr Horn zuerst die Ironie auf, von welcher er in der Einleitung sagt, dass sie nöthig sein werde. Erstlich sind auf diese Weise die früheren einseitigen Ansichten über Lessing vorgetragen, sodann wird auch das, was Schlegel über ihn gesagt und was man ihm erwidert, in diese Manier umgeschrieben, damit meint der Verfasser sogar den Artikel ohne ein weiteres Wort beschliessen zu können. Uns scheint diese Ironie nicht am rechten Ort, über Lessing hat sich ein Urtheil gebildet, das ruhig und ernsthaft aufzustellen und zu erkennen am besten gewesen wäre. Schlegel hat hier unleugbares Verdienst, und was Frühere in der Verlegenheit, Lessing nicht zu begreifen, gemeint, durfte durchaus nicht gegen sein gründliches Urtheil gestellt werden; dass er zu scharf sich ausgedrückt und die Grenzen in einigem überschritten (wie es bei einem Einzelnen kaum anders möglich und eher, wo es absichtslos, gern zu sehen ist), mag wahr sein, das hätte gemildert werden dürfen, wie es jeder für sich schon wird gethan haben. Dass Lessing von seiner Poesie wie von einem Plunder sprach, den er gern vergesse, ist ohne Zweifel merkwürdig, und wenn es, wie sich wieder von selbst ergibt, nicht in dieser Strenge verstanden werden soll, doch ernsthaft gemeint; es ist gewiss etwas ganz anders, wenn ein Dichter sich selbst tadelt, als sich selbst lobt, und ein Sprichwort meint schon allgemein: Tadel gehe immer von Herzen. Uns hat ungleich besser gefallen, was A. W. Schlegel in seinen dramatischen Vorlesungen ohne Anstrengung, besonders zu sein, über Lessing gesagt. Herrn Horns eigene Zusätze lauten in der That etwas wunderlich: wir sollen Lessing „des Anstands halber, mit dem er die Dornenkrone des Unglaubens getragen, hochachten“, dabei werden wir erinnert, „unser Glück des Glaubens mit gleichem Anstande zu

tragen“; dann wird das Geschick „des kühnen Geistes ohne Poesie und Religion, ohne Liebe und Freundschaft“ beklagt; wir müssen beklagen, dass die Kritik dazu gelangen kann, solche harte Worte auszusprechen, die alle Grundpfeiler, auf welchen der Mensch sich nur erhalten kann, niederreißen. Wir sind des festen Glaubens, dass jene Heiligthümer des Menschen tiefer als alle Ansichten und Speculationen in ihm begründet ruhen, und dass ein so herrlicher Geist wohl das Göttliche in sich gefühlt, davon freudig getragen und darum vor anderen glücklich zu preisen sei.

Wir nähern uns mit Herder unserer Zeit. Beklagen wir, dass er leiblich aus unserer Mitte verschwunden, so lebt doch sein Geist noch unter uns, thätig und wirkend. Was sein ernstliches Studium, das mythische und historische, bedeutet, fängt an immer klarer zu werden, ein endliches Urtheil hat sich hier noch nicht bilden können. Tief und schön sind die Worte, die Jean Paul als edles Lob über ihn gesprochen; wie wir es keinem verzeihen würden, der sie hintansetzte, so können wir es doch nicht billigen, dass der Verfasser sich darauf bezieht, um eines eigenen Urtheils überhoben zu sein. Die Ansichten des menschlichen Geistes sind unendlich, und es ist uns wunderbar, dass ein eigenes Anschauen und Betrachten, alles, was es gewonnen, bei einem anderen schon wiederfindet und ihm nichts übrig geblieben wäre; ausserdem aber, wer verlangt gehört zu werden, der gebe uns etwas Eigenes. Was Herr Horn hinzufügt, betrifft grösstentheils einige Schwächen des Alters, Menschlichkeiten, wie sie auch bei Klopstock getadelt werden; es ist nicht die Frage, ob sie wahr oder falsch, sondern es ist unwürdig, hier davon zu reden. Haben doch selbst die, gegen welche Herder so gesprochen, es vergessen, weil sie fühlten, dass sie selbst einige Schuld daran trugen und dass es den Verdiensten dieses reichen und milden Geistes nichts abziehe. Vollends übertrieben lautet es, wenn Herder wegen eines solchen etwas heftig ausgedrückten Unwillens ein reintragischer Charakter in seiner letzten Zeit genannt wird und endlich hochtragisch mit der Medea*) verglichen, die im Mord ihrer eigenen Kinder sich rächend strafe. Herder hat sein Volk geliebt und

*) [Statt Mode, im Handexemplar von W. Grimm verbessert.]

geachtet und die Kraft seines Lebens an die Bildung desselben gesetzt, wenn er nun im Alter Minuten erlebte, in denen er sich verkannt glauben musste und seine Bemühung vergebens, so kann es uns nur rührend sein, wenn er in solchem Schmerz, wie Odysseus, der von den Göttern geliebt, von den Göttern verfolgt und von seinem Vaterland entfernte, ausruft: ich bin müd im Leben zu sein und das Licht der Sonne zu schauen! — Herders Verdienste in der spanischen Litteratur werden noch genannt, aber nicht einmal sein Cid, welches uns eins seiner vollendetsten Bücher scheint. Eine Auseinandersetzung des Verhältnisses zu den spanischen Originalen hätten wir lieber gelesen, als Herders Urtheil über Canitz und das grossgedruckte Wortspiel über den Blumenberger Freiherrn, das wir aus dem früheren Werk des Verfassers noch nicht vergessen hatten.

Bei Goethe sollte nicht auf andere verwiesen werden, so mannigfach auch das ist und zum Theil vortrefflich, was über ihn gesagt worden, und welches immer einmal rühmend wird gezeigt werden können, wenn einer darnach fragt, wie die Deutschen ihren ersten Dichter geliebt haben. Es wird sogar einmal gesagt, es sei vielleicht keine gute Liebe, die sich durch fremde Bücher zu rechtfertigen sucht. Dort war es auch meist nur Auseinandersetzung seines Werths, Versuche ihn zu verstehen, herzliches und treues Lob: hier aber sollte ein allgemeines Urtheil über ihn gesprochen werden. Sonst galt das Gesetz, dass nur Gleiche über den Gleichen richten konnten, wer wollte es wagen, sich nur neben ihn zu setzen? Nur einmal sein ganzes Volk, wir meinen all das Herrliche, das in diesem liegt und noch blühend aufsteigen wird, kann über ihn sprechen. Herr Horn mag die Schwierigkeit des Unternehmens gefühlt haben; zu der Ironie, scheint es, wollte er doch nicht geradezu greifen, sie ist nur herrlich, wo sie unvorsätzlich einen lebendigen Grundton in der Seele des Beschauenden ausmacht, wie in Goethes Leben (wo sie hier getadelt wird), ein eigenes Anschicken dazu will uns nicht gefallen; indessen fand sich ein anderes Auskunftsmittel: der Platonische Dialog. Es wäre unstreitig ein richtiger Gedanken gewesen, die einzelnen Stimmen der Gegenwart nach ihrer grössten Verschiedenheit gegen

einander zu hören, und der beste Massstab, den Eindruck Goethes auf seine Zeit zu messen, wer diese Arbeit unternommen, würde eine Stimme gehabt haben und grosses Lob, wenn sie gelungen. Was wir aber hier zuerst bemerken und was der Verfasser selbst sagt: es sind keine Dialogen, sondern Monologen, also kein lebendiges Gegeneinanderstreiten; aber auch weiter: Monologen, in wenigem nur oder gar nicht gegen einander gerichtet, sondern auf einander folgend, so dass jeder einer anderen Betrachtung gewidmet ist. So wird es deutlich, dass hinter acht Masken nur ein Einziger ohne Gegner redet, der sein auf diese Weise ausgesprochenes Urtheil sichern will, wie durch die Berufung auf das Höherstehen des Lesers, der schon herausfinde, was die Wahrheit treffen müsse. Im Ganzen ist der Artikel mit Sorgfalt geschrieben, in dieser Bemühung zeichnet er sich aus und ist einer von denen, welchen man gegen den im früheren Werk gelieferten halten muss, um sich zu überzeugen, dass der Verfasser hier mehr geleistet, er enthält auch manche recht gute Bemerkung. Dass man die mehrsten Stimmen lobend vernehme, versteht sich, und da diese ihren meist kleinen Tadel wieder einschränken und er wohl bloss des Übergangs halber eingemischt worden, so wollen wir dessen nicht weiter gedenken; das Lob ist auch mit Sorgfalt ausgedrückt und nur die etwas nach Shakespeare formirte kalte Hyperbel: der Verfasser „wolle ein deutsches Wörterbuch in die Hand nehmen, um jedes einzelne lobende Wort desto schneller an sich zu raffén und jedes in Beziehung auf Goethe zu unterschreiben“ — können wir uns nicht gefallen lassen. Wenn der Verfasser nicht darauf bestanden, eigentlich zu richten, so würde er zwei seiner Redner unterdrückt haben, und dann hätten sich seine Mittheilungen als eine nicht unangenehme Ansicht gelesen, gegen diese beiden muss aber der Recensent sich erklären. Er darf um so eher den Verfasser dafür verantwortlich machen, weil der eine, der keine Mässigung in seinem Eifer kennt, als ein lebendiger Charakter, sein Lob, das er für die Werke Goethes, von denen er nicht spricht, gewiss in sich trug, nicht zurückgehalten und dadurch seinen Tadel erst in Verhältnis gesetzt hätte, der so unbegrenzt genug erscheint. Der, welcher hernach noch einzu-

lenken weiss, meint, Clavigo sei gezwängt, mühselig, peinlich, wovon wir nichts gefunden; kränklich freilich ist Maria, aber diese kranke, blasse, zarte Natur hat viel Rührendes und Wahres, und was soll den Dichter bewegen, von einer solchen sich wegzuwenden? In der Stella findet er nur eine „schwächliche Ruchlosigkeit“ und weiss seinen Abscheu nicht genug auszudrücken: hätte er bloss die Bemerkung gemacht, dass die alte Geschichte des Grafen von Gleichen nicht passend hier angewendet sei, so würde er damit das Wahre und Nöthige und nicht öffentlich solche Worte gesagt haben, deren Unziemlichkeit wir fühlen. Hernach nennt er auch noch den vierten Band von Wilhelm Meister rau und herb, und, während der Dichter, der niemals etwas halb gewollt hat, wie er selbst gelehrt, im Ganzen, Vollen, Schönen resolut gelebt, heisst es hier, „in diesem Gedicht stelle sich eine anständige Unpoesie und geistreiche Halbunsittlichkeit triumphirend in den Hintergrund“. Jedoch dieser Tadel wird noch gering gegen das, was der frechste Redner, dem der Verfasser zur Entschuldigung eine Maske „mit strenger und sauerlicher“ Physiognomie vorhält, sagen muss: „der letzte Band des Wilhelm Meister sei ganz unsittlich, die Römischen Elegien verachte er und jeder reine Mensch müsse ein Gleiches thun, bei Herrmann und Dorothea denke man mit Sehnsucht an den Homer, in den Wahlverwandschaften aber sei eine kalte Grausamkeit, ein langes, weites, ödes Eisfeld, auf das ein sternenloser Himmel herabhänge; eine chemische Zerlegung der Sünde, man wünsche nur, es komme zum Sündigen, so bleibe es nur beim Wollen, was schlimmer veröde“. Es wird niemand verlangen, dass wir eine solche Stimme anhören oder widerlegen sollen; wer wohl, wenn ihm auch manches andere nicht recht in dem letztgenannten Roman gewesen, hat eine kalte Grausamkeit in dieser Dichtung gefunden, die in Ottiliens Leiden das Tiefste und Zarteste einer himmlischen Seele enthält, in ihrem Tode die mildeste Beruhigung gewährt, oder wer hat nicht den reinen und grossen Sinn derselben, die ganz in ihrer Zeit und auch darüber steht, erkannt, da sie mit erschütternder Gewalt lehrt, wie alles Glück in der Nichtachtung der Sitte und heiliger Verhältnisse nothwendig untergehe. Herr Horn redet von einem

überschwenglichen Halbgottesdienst und einer unfreien knechtischen Verehrung Goethes, wir müssen glauben, die Furcht davor habe ihn zu solchen Äusserungen gebracht, aber wünschen, er hätte nicht so gesprochen. Der Enthusiasmus eines Volks, seine Liebe zu einem grossen Dichter ist das Herrlichste, was wir erblicken können, knechtische Gesinnung entsteht durch strenge tyrannische Herrschaft, wer aber ist milder und anerkennender gegen jegliches Talent, als Goethe. Alle Parteiung hat sich in ihm vereinigt und alle haben vor diesem Stern mit Ehrfurcht sich geneigt. Nur bei denen haben wir blinde Anhänger und eine ertödtende Einseitigkeit bemerkt, die nichts ausser sich achten und jedes eigene Bestreben niederdrücken wollten. Der Enthusiasmus aber hat niemals Unrecht; dürfte er angegriffen werden, so hätte der nicht frech gehandelt, der, als vor noch nicht langer Zeit ein Mann dahin gieng, der seinem Volk etwas gewesen, und den es mit Dankbarkeit und Verehrung nannte, über ihn richten und alle Blößen aufdecken wollte.

Wir sind bisher so ausführlich gewesen, um uns bei dem Übrigen kürzer fassen zu können, wie bei Herder werden auch die Urtheile über Jacobi und Lavater abgewendet. Es ist merkwürdig, wie dieser Schrift so viele Rücksichten Einhalt thun und die natürlichsten Forderungen unnöthig oder unpassend machen sollen, wie im Gegentheil die natürlichsten Hindernisse unbeachtet geblieben. Bei unbedeutenden Namen kommt dies Verfahren noch seltsamer heraus, und wir können z. B. durchaus nicht absehen, wem die blossе Anführung Nicolais mit Nennung der Titel aller seiner Werke gefallen möge oder belehrend sei; witzig ist es auch nicht. Über Johannes Müller soll die Kritik beinahe ihr Buch geschlossen haben; wir wünschen, dass gerade jetzt, nachdem seine späteren Briefe, die wir ungleich höher als die an Bonstetten schätzen, so vieles Treffliche an diesem Geist aufgedeckt haben, es möge jemand, dem es verliehen ist, ihn würdig charakterisiren. Übrigens verstehen wir nicht, wie man bei irgend einem Gegenstand, am wenigsten bei Dichterwerken, sagen kann, die Betrachtung sei fertig und alles Weitere unnöthig. Die Urtheile über die geringeren Dichter beweisen gleichfalls, dass wir nur individuelle Ansichten vor uns

haben, weshalb sie einem andern leicht ungerecht vorkommen können, wie z. B. dem Recensenten das, was über Knigge, Kosegarten, Lafontaine gesagt worden gegen das Lob, das Tiedge davon trägt, durchaus parteiisch ist; die Reise nach Braunschweig von dem ersteren ist ein recht gutes und wahres Buch, und ein Paar Kapitel daraus sind ohne allen Vergleich mehr werth, als der ganze Frauenspiegel von Tiedge. Indes übersehen wir das alles, um zwei auffallende Ungerechtigkeiten zu rügen. Die erste betrifft Heinse. Wie von einem ganz unbedeutenden, der ohne Einfluss gewesen, wird kurz über ihn gesprochen: „Talente wolle man nicht leugnen, nur solle man uns nicht zumuthen, ihn zu lieben“. Wir gestehen, dies Vornehmthun war uns hier besonders zuwider, und wenn sich der Verfasser an einem andern Ort, freilich etwas versteckt, das grösste Compliment macht, das ein Kritiker verlangen kann, nämlich, dass er sogleich in jedem Gedicht die Stubenluft rieche, so wollen wir das lieber anhören. Herr Horn glaubt sich dazu berechtigt durch ein gewisses Übermass von Sinnlichkeit bei Heinse, das dieser, wie es sich in seinen früheren Gedichten geäußert, selbst bereut hat, und welches man, insofern es sich in seinem späteren Werk, dem Ardinghello, noch zeigt, immerhin tadelnd erwähnen konnte. Allein es ist höchst parteiisch ungerecht, in Heinse nichts mehr als die Sinnlichkeit zu sehen und zu vergessen, dass diese innere Gluth in ihrer edleren Wirkung eine so frische lebensreiche Dichtung gab. Wer solche Gewalt der Sinne nicht kennt, hat freilich gut sich dagegen auflehnen. Heinse war ein nicht kranker, kräftiger Geist, der den Zwang abwerfen und frei an der Quelle schöpfen wollte: wie hell er geblickt, wie tief er gefühlt, davon sind seine Briefe allein Beweis genug. Er gehört ohne Zweifel zu denen, welche die ängstigen Schranken niederzuwerfen sich bemühen, und wir dürfen nie dies vergessen wollen. Die andere Ungerechtigkeit hat Herr Horn gelegentlich bei Denis gegen Ossian ausgeübt. Er nennt ihn: „weichlich, pathetisch, erhitzt, gequält, durch und durch wolkig und nebelvoll“. Dies Urtheil hat er von seiner Zeit empfangen, es sei nun, dass er es bloss nachspricht oder, genug eingenommen davon, wirklich wahr gefunden. Wie so eben von

der Seite, von welcher es ausgegangen, eingelenkt wird, so können wir es auch der Zeit überlassen, den Ossian in sein Recht wieder herzustellen, daher wir den Verfasser hier nicht ausführlich widerlegen, sondern uns nur gegen ihn erklären wollen. Merkwürdig wird es immer bleiben, wie es möglich geworden, eine Dichtung, in welcher das tiefste, reinste Gefühl für die Natur, eine grossartige Schwermuth, wie sie nur einem ganzen Volk eigen sein kann, das an seine versinkende Heldenzeit gedenkt, erhitzt und gequält genannt werden kann.

Neben diese Ungerechtigkeiten müssen wir auch Nachlässigkeiten aufstellen. Durch seine Kürze freilich sichert sich der Verfasser wieder gegen Vorwürfe, und wir müssen glauben, es sei Absicht, nicht mehr zu geben. Indes erräth man nicht, warum z. B. in dem Artikel Neubert (Naubert) gerade die besten Arbeiten dieser Dichterin übergangen worden, die zu manchem Lob Anlass gegeben, die Volksmärchen (4 Bde), Wallfahrten der Pilger und Elisabeth von Toggenburg; in dem letzteren Buche ist die Erzählung von zwei auf den Alpen verirrtten Mädchen besonders gut erfunden und gründlich behandelt. Dass an Vollständigkeit, auch nur im beschränkten Sinn, bei diesem Werk nicht zu denken sei, wird man aus dem Inhalt gleich bemerken, und wir können uns hier nicht darauf einlassen, die Lücken alle anzugeben: mancher Bessere ist übergangen, der vor anderen offenbar eine Stelle verdient, z. B. Stilling Jung, es sei nun seiner Romane, seiner einfachen und herzlichen Romanzen oder der ersten Bände seiner Lebensbeschreibung wegen, welche letztere niemand ohne Gefallen und Theilnahme lesen kann und deren Erscheinung Goethe selbst veranlasste. Dagegen erhält Gedike, der als Dichter doch nicht den geringsten Eindruck hinterlassen, fünf Paragraphen, wiederum bloss persönlicher Rücksichten halber. Noch auffallender ist das gänzliche Stillschweigen über einen in vielfacher Hinsicht ausgezeichneten Dichter, dem Maler Müller, vorsätzlich nicht zu erklären, schwer aus Übersehen, da eine Sammlung seiner Werke neuerdings die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hat. Wiewohl die Zeit seiner Bildung nicht in ihm zu verkennen, ist es doch ein kräftiger, origineller Geist, die Idyllen, die paradiesischen Bilder sind in ihrer Art vortreff-

lich, ein Paar Judenscenen im Faust unschätzbar, und seine Behandlungen der alten Mythe von der heiligen Geneveva brauchen keine Vergleichung mit Tiefs Gedicht zu scheuen, manchen werden sie lieber sein. Da Tief offenbar von diesen angeregt wurde, so ist auch Müllers Einfluss auf diese Zeit anzuerkennen. Endlich gedenken wir hier auch einer Inconsequenz, der sich Herr Horn gegen Voss schuldig gemacht; das grosse rückhaltslose Lob, das er früherhin über die Übersetzung des Homers ausgesprochen, verträgt sich durchaus nicht mit dem späteren harten Tadel über die Übersetzung des Horaz und ein parteiloses Urtheil wird einmal beide Arbeiten nicht so zur Rechten und Linken stellen können.

Es bleibt noch die Darstellung des Verfassers zu betrachten übrig. Im Ganzen ist Fleiss darauf verwendet, aber wie es den Untersuchungen an Detail, so fehlt es dieser an einer gewissen frischen Sinnlichkeit, Folge einer nahen und lebendigen Betrachtung. Dagegen ist die Neigung sichtbar vorherrschend, das Urtheil in epigrammatischen Wendungen und Spitzen auszudrücken, was auch wieder mehr für die Gesellschaft berechnet ist, als für die einsame, ruhige Betrachtung, die daran ermüdet. Wie immer, wenn dergleichen gesucht worden, ist es auch dann und wann auffallend misslungen, z. B. S. 110 „Lessing stand fast sein ganzes Leben hindurch einsam, so einsam, dass wir fast sagen möchten, die Einsamkeit selber könne nicht einsamer sein“, was sich doch durch die einsamste Einsamkeit leicht überbieten liess. Ein eigenes Gewicht legt der Verfasser darum auf Sentenzen, auch weiss er sie bei einem Dichter, der sonst eben nichts hätte, wohl zu rühmen. Es ist eine eigene Sache damit, dass das Allereinfachste auch das Allerbedeutendste ist, so kommt es nur darauf an, dieses zum Verständnis zu bringen, das kann denn nur durch die Poesie des Ganzen und durch das allmähliche Hinführen dazu geschehen, so wie uns die meisten in der Jugend etwa erlernten Sprüche erst in ihrer Bedeutung einfallen, wenn wir im Fortgang des Lebens darauf gedrängt werden. Daher wollen diese Blüten, ohne Stengel, Blätter und Entfaltung gereicht, selten den verlangten Eindruck hervorbringen, wenn (S. 200) bei der Erwähnung von Schillers Stil der Spruch: *plus vis quam sanguinis*

mit Folgendem begleitet wird: „vier Worte, die so gewichtig und bedeutend sind, dass ich fast wünschen möchte, man lese sie mehr als viermal hintereinander, um sich mit ihrem ganzen Inhalt desto inniger vertraut zu machen“; und wir bemerken, dass uns diese Forderung einen komischen Eindruck gemacht und wir beim vierten Lesen weniger gefunden als bei dem ersten (so dass fürs fünfte Mal nichts Sonderliches zu hoffen war), wo wir die einfache Wahrheit ganz passlich fanden, so klingt es wohl boshaft und ist doch nur geradezu wahr. Die angeführten Stellen des Verfassers erinnern uns an den so häufig vorkommenden bedingten und modificirten Ausdruck: „Fast möchten wir sagen“, welches, weil dann doch der Verfasser am sichersten zu sein glaubt, etwas Vornehmes und unnöthig Kostbares mit sich führt; wir wollen nur ein Muster mittheilen: S. 279 „so darf man vielleicht hoffen, dass selbst die jetzige ein wenig dürftige Zeit ein Unternehmen der Art vielleicht begünstigen werde“. Da wir hier von Kleinigkeiten reden, können wir auch den Verfasser auf allzu häufig vorkommende Lieblingsausdrücke, wie z. B. „zu nichts verrieben“, was sich bei Anakreons Küssen (S. 54) besonders scherzhaft ausnimmt, aufmerksam machen.

Von äusserer Einmischung der Philosophie hat sich der Verfasser ziemlich frei gehalten, nur bei Gelegenheit der Romantik (S. 292) kommen einige schulgerechte Definitionen vor. Wir wollen dabei nur bitten, das Romantische und Antike für keinen so scharfen Gegensatz auszugeben: was man unter jenem gemeinhin versteht, hat freilich in einer gewissen Zeit vorgeherrscht, indessen ist vieles auf der Welt und in der Poesie, was auf eigene Hand lebt und zwischen beiden Steinen des Anstosses ohne Gefahr durchpassirt ist. Solche bedeutend gegebene Aussprüche: „Griechische Tugend habe im Romantischen Farbe gewonnen“ kann man etwa umdrehen und sagen: Griechische Farbe habe im Romantischen innere Tugend und Bedeutung gewonnen, und es bleibt eben so viel Wahres darin. Die besonders unterstrichenen Worte aber: „Sophokles sei in Shakespeare, Shakespeare aber nicht im Sophokles“, sind uns (ausgenommen, was sich von selbst versteht) ganz nichtssagend; wir wünschen nun zu wissen, ob wir auch den Aeschylus und Euripides, weil

die drei griechischen Tragiker offenbar zusammenhängen, in Shakespeare auf dieselbe Weise besitzen, und wie es sich mit dem Calderone verhalte, ob wir in diesem wieder den Shakespeare finden oder umgekehrt. Da jeder Dichter seine eigene Form hat, so lassen sie sich eben nicht, wie in einer Fabrik die Kasten, in einander stellen, was freilich zu guter Ordnung und zum Platzmachen in einer Ästhetik recht bequem wäre. Noch einen andern Ausdruck dürfen wir nicht vorbeigehen lassen, da wir dessen Möglichkeit auch der philosophischen Manier, sich auszudrücken, aufbürden; Herr Horn sagt von Wallenstein, unstreitig einem von den herrlichsten und kräftigsten Werken Schillers, das am sichersten auf der Erde steht, es sei „ein Analogon der Poesie“, ohne dass er es eben sehr damit tadeln will. Und doch kann ein Analogon von Poesie nichts anders sein, als was ein vollendetes Wachsbild von einem Menschen ist, das jedes natürliche Gemüth mit unwillkürlichem Schauer und Entsetzen betrachtet, und daher das Schlimmste, was man einem Gedicht nur nachsagen kann.

Zum Schluss theilt der Verfasser noch einige Bemerkungen über die Gegenwart mit. Es freut uns, dass er gewusst mit einem Trost und dem Anerkennen zu schliessen, dass Geist, Sinn und Talent in einem gewissen Grade durchgedrungen sind, man braucht, um dies wahr zu fühlen, nur etwa dreissig Jahre zurückzublicken. Damit hebt sich auf, was er früher von dem Dasein eines poetischen Eunuchismus (S. 187) gesagt, und ein Theil der vorangehenden Klagen, d. h. sie zeigen sich als solche, die keinem Jahrhundert, auch dem reichbegabtesten, gefehlt. Die allein hätten wir besonders hervorgehoben, dass die zerfetzende Kritik so nachtheilig gewirkt und viel unschuldige Freude an der Poesie getödtet. Man fordert unablässig Meisterwerke und weiss doch nicht mehr sich über das Geringere zu freuen, ja, man glaubt mit solchen Forderungen noch bescheiden zu sein. Diese Freudenlosigkeit und Gleichgültigkeit, von der das Publikum aufgezehrt wird, verhindert am meisten das fröhliche Aufblühen und Gedeihen manches emsig und treu gesäeten Samens. Weniger schädlich, aber noch schlechter sind diejenigen, die, ohne das Geringste gethan zu haben, wovon man reden könnte,

sich berechtigt glauben, ihren Jammer und ihre Klagen über die deutsche Litteratur auszuschreien, als liege sie im tiefsten Elend; sie verweisen dabei auf fremde Muster und lassen merken, dass ihnen noch allein die rechte Einsicht geblieben, oder sie toben in possierlicher Wuth und meinen, sie seien Vorfechter der bedrängten Poesie; sie ermuthigen sich auch wohl (wie im Sprichwort der Frosch den Schwaben) mit dem Zuruf: hier stehen wir Helden! Wir sollen von unseren Fehlern und Sünden durchdrungen sein, aber nicht durch ein endloses und doch nur eitles Klagen, sondern durch die That uns bessern; die erste Pflicht wird dann sein, jedes Bestehende, jede Bestrebung anerkennend und der Freude und dem Genuss wieder empfänglich zu machen, die Milde gegen das Dargebotene in der Poesie mag gern mit den strengsten Forderungen auf Vervollkommen sich vereinigen. — Unsere Betrachtungen über dies Buch schliessen wir mit folgender:

Wir dürfen uns nicht verhehlen, dass die Möglichkeit, in litterarischer Hinsicht eine grosse Masse von Büchern durchzulaufen, sie zu ordnen und zur Bequemlichkeit nach gewissen Grundsätzen in der Bibliothek aufzustellen, uns gar leicht auf den Gedanken bringen kann, die Arbeiten ganzer Jahrhunderte wirklich zu fühlen, zu übersehen und darstellen zu können, während ein Dichter, wenn wir durch Zufall auf ihn beschränkt sind, uns mit den Jahren vielseitiger, bedeutender erscheinen möchte, als das Jahrhundert, mit welchem, so wie mit Hundert seines Gleichen, wir beurtheilend fertig geworden sind. Wir wünschen Herrn Horn dieses Glück, dass er einen Dichter oder sich selbst als Dichter so lieben lerne, dass er nicht über ihn oder über sich schreiben möge oder über ihn oder über sich allein; und indem er die anderen vergisst, so wird er die Masse leichtsinniger Urtheile, die deutsche Gesellschaften so langweilig machen, nicht zu vermehren sich bemühen.

GVmr. [= W-mGr.]

ARMUTH, REICHTHUM, SCHULD UND BUSSE DER GRÄFIN DOLORES.

EINE WAHRE GESCHICHTE ZUR LEHRREICHEN UNTER-
HALTUNG ARMER FRÄULEIN AUFGESCHRIEBEN VON
LUDWIG ACHIM VON ARNIM.

Berlin in der Realschulbuchhandlung. Erster Band 348 S. Zweyter Bd 415 S.
1810. Mit Melodien (von Reichardt, Fürst Anton Radzivil, Beans Beor und
Louise Reichardt). (7 fl. 39 kr.)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie,
Historie, schöne Literatur und Kunst. 8. Jahrgang III (1810) Band II,
Heft 16, S. 374—383.

Wir achten und lieben zumeist an einem Buche, was allein unvergänglich durch alle Zeiten fort dauert und bei den verschiedensten Aufforderungen wieder erkannt wird, die innere Kraft, aus welcher es hervorgewachsen, oder das eigenthümliche, ganz auf sich ruhende, nirgendsher erborgte Leben desselben. In jeder Zeit ist ein gewisser Schatz von Erkenntnis im Umlauf, der von einem grossen hervorragenden Geist derselben herrührt, oder worauf Glück und Unglück, das sie betroffen, hingeleitet hat. Darnach bildet sich das Talent und es entspringt eine gewisse Poesie, der wir nicht alle Wahrheit oder Schönheit absprechen, weil sie etwas allgemein Gültiges enthält und manches wieder ausdrückt, was wir als trefflich anerkannt; und nicht alles Leben, weil das Auffassen des Erkannten darin oft liebevoll ist und darum lebendig geworden, und weil sich dann immer auch einiges Individuelle wird eingemischt finden. Der Grad dieser Individualität bestimmt ihren Werth, doch weil das Beste davon nur der zweite Regenbogen ist mit blässern Farben, so kann sie nicht fort dauern, wenn eine andere Zeit in solchem Geist sich nicht mehr ausbreiten will, die nur das ursprüngliche Licht achtet und sie vergisst; ihrer Zeit aber ist sie nothwendig, wie sich historisch auch zeigen liess,

indem sie überall erscheint, da nichts einzeln und hart dastehen kann, sondern einen milden Übergang verlangt und das Edelste nur als die Blüthe und Spitze des Ganzen. Wir sollen sie als das Bedürfnis derer betrachten, die mit offenen Augen in das Licht zu sehen nicht vertragen, und für die Zukunft wie Pflanzen, die gesäet werden, um edlere Keime, die langsamer wachsen, weil sie höher steigen müssen, unter ihrer Richtung und ihrem Schatten aufgehen zu lassen.

Wir haben an diese Bedeutung der nachziehenden Poesie, woran unsere Zeit reich ist, erinnert und ihren Werth erkannt, um uns zu jener hinwenden zu dürfen, die einen grösseren hat, weil sie edler ist und frei geboren, in welcher allein der Weltgeist fortwächst und die darum seltner sich zeigt. Herrliche Pflanzen sind nicht häufig, jener gewaltige Baum von Toluca erscheint vielleicht nur periodisch und nur in wenig Individuen, oft wird er der einzige sein. Sie ist es, welche uns in dem Geist dieses Buchs begegnet. Es ist durchaus in dem reinsten Sinn das Wort originell; wir meinen damit, dass, während es alle Vortheile benutzt, welche die Zeit erwecken (wie etwa, um ein Geringes zu erwähnen, der freigegebenen Sprache), und welche die nachahmende Sucht nach dem Original nur verwirft, es doch gänzlich auf einer eigenthümlichen Ansicht des Lebens beruht. Was die Poesie sei, wird uns ein ewiges Geheimnis bleiben, wie das Leben selber, das unaufhaltsam fortschreitend stets ein neues Antlitz zeigt und zu keiner verlassenen Gestalt zurückkehrt. So thut jeder originale Dichter eine neue Welt auf, über die zu urtheilen wir kein Recht haben, sondern die wir anerkennen und ehren müssen; wir dürfen nur sagen, wie weit wir von unserem Standpunkt hinein sehen können, das haben wir als Recensent bedacht.

Wir begreifen die Neigung eines Dichters zum Roman leicht, indem er das wichtigste Buch der modernen Poesie ist. Er vertritt gewissermassen die Stelle des Epos. Dieses entspringt in der Zeit einer grossen Nationalgesinnung, es begreift daher in dem Ganzen jeden Einzelnen und seine Thaten schreiten über die Erde hin, wie ein grosses Heer, wie die Wanderung eines Volks; es dringt über die Felder, Berge, Thäler und

Flüsse, aber auch in die einsamste Hütte und betrachtet das niedrigste Leben, wie das höchste. Während unten bei lustigen Feuern das Volk sich lagert und tummelt, hat der König und die Helden die Nachtwache oben auf den Bergen, er sieht die Sterne und ihren Gang und welches Schicksal sie verkündigen, und auf seinen Ruf versammeln sich alle gehorsam unter ihm. Der Roman entsteht da, wo das Leben einsam geworden, in einem gemeinschaftlichen Interesse sich nicht mehr vereinigt, wo es keine öffentliche Versammlung mehr giebt. Er betrachtet die Erscheinung und das Streben des Einzelnen in dieser Zeit, die Verbindung der Familien, die wir als das Liebste und Wichtigste derselben ansehen: alles, was nicht erstarrt, sich noch regen und bewegen kann. Jemand also, der den Unterschied zwischen dem Antiken und Romantischen nicht wollte gelten lassen, weil er bloss ein historischer, nicht in der Natur begründeter ist, würde sich nicht damit begnügen, wenn der Roman nach der bekannten Definition ein romantisches Buch wäre, er würde auch das verlangen, was einst im Antiken war, nämlich ein gegenwärtiges Leben. Unsere Tragödie spielt meist im Antiken und Romantischen und hat sich abgelöst von all unseren Verhältnissen: bei den Griechen war die alte Mythengeschichte ihr Gegenstand, an welchen die Gegenwart noch mit tausend Fäden angeknüpft war und die als Chor personificirt auch wirkend eingriff. Eine Komödie giebt es kaum, doch das Wenige, was existirt, verfehlt nie seine Wirkung. So bleibt es dem Roman allein übrig, bildend und belehrend zu sein, indem er das Leben berührt; in diesem Sinn nannten wir ihn das wichtigste Buch und so wird hier (B. 2 S. 288) gefragt: „Was ist uns denn in einer Geschichte wichtig? Doch wohl nicht, wie sie auf einer wunderlichen Bahn Menschen aus der Wiege ins Grab zieht? Nein, die ewige Berührung in allem, wodurch jede Begebenheit zu unserer eigenen wird, in uns fortlebt, ein ewiges Zeugnis, dass alles Leben aus Einem stamme und zu Einem wiederkehre.“ Wer kann den Vortheil ermessen, den der Wilhelm Meister gestiftet? Hier muss das herrliche Verdienst Jean Pauls genannt werden und er der Dichter der Zeit im edelsten Sinne. Hierauf erwähnen wir den im 17. Jahrhundert

geschriebenen Roman von dem *Simplicissimus*, der allerdings in dieser Reihe steht und ein vortreffliches Buch ist: dass nicht alles darin abgemessen, wie wir messen, übersehen wir leicht, aber wir erstaunen über die grosse Lebendigkeit darin, über die reiche Erfahrung, die darin niedergelegt, und über das helle Bild jener Zeiten, das darin abgedrückt ist.

Wir stellen unseren Roman in diese Reihe, weil wir ein gleiches Hindringen und Hinweisen zum Lebendigen darin erkennen. Haben wir den Dichter verstanden, so ist seine Aufgabe, das Ewige und Unvergängliche der göttlichen Liebe, das Selbstvergessen in dem liebevollen Umfassen des Ganzen darzustellen, wie den nothwendigen Untergang eines gegen den im Allgemeinen offenbarten Gott verschlossenen, in sich zurückgezogenen Daseins. Die Liebe ist in dem Graf Karl, in einem edlen Gemüth, blühend, doch nicht übermässig, sondern in schöner Thätigkeit sich ausbreitend, Früchte zugleich tragend: adelich in rechtem Sinn, mit dem Bewusstsein, dass alle aus gemeinschaftlichem Boden erwachsen. Die Sünde ist in der Gräfin Dolores, innerlich leer und darum schlecht. Was ihn an sie knüpft, ist ihr Reiz und ihre Anmuth und die Engel, die aus ihren Augen blicken können. Denn wie einem leeren Gemüth die ganze Welt mit dem Grössten, was sie hat, bald unbedeutend wird, so trägt die Liebe sich in alles über und sie muss in allem Sinnlichen auch ein Geistiges, Übersinnliches voraussetzen, wie hier in der Schönheit, und das zieht ihn stets zu ihr hin. Meisterhaft ist es nun in ihrer Ehe dargestellt, wie ihr nichts helfen will, die innere Noth zu überwältigen; die Freude verwelkt ihr bald, wie Rübezahls Menschen, weil nur die Liebe ihr Dauer giebt: was er gesäet, ist bald verthan und in Augenblicken muss er empfinden, dass seine Liebe einsam sei, aber sein treues Gemüth lässt keinem bösen Glauben Raum. Die Rosen blühen noch um den Ring, wie sie aber nur fortleben, wenn der Thau eines reinen Himmels darauf fällt, nicht aber unter dem Gewitterdruck einer Schuld, so fallen sie ab, aber die Dornen bleiben übrig. Ein schlechtes Leben steht nicht still, es führt sich immer weiter: so wird sie auch von ihrer innern Trostlosigkeit zum Verbrechen geleitet. Damit

aber kann die Poesie nicht endigen: der Graf verständigt sich an ihr und darf ihr nun verzeihen. Dolores wendet sich zu einem besseren Leben, sie übt eine schöne Busse in grosser Mutterliebe und eine Reihe glücklicher Jahre sind ihr Lohn. Aber sie hat die That nicht vernichten können. Die ewige Gerechtigkeit übt ihr Recht und bereitet ihr durch jene den Untergang. Sie glaubt, der Graf habe dasselbe Verbrechen begangen, dessen sie gegen ihn sich schuldig gemacht, und der Schmerz darüber bringt ihr den Tod. Doch stirbt sie nicht in diesem Glauben, sondern in reinem Frieden.

Diese Ansicht haben wir von dem Buch gewonnen, wobei wir uns bescheiden, dass mannigfache Beziehungen und Bedeutungen uns verborgen geblieben. Es ist das Schicksal der Dichter, die Erklärungen aller berühmten werden das beweisen, fast immer nur von einer Seite erkannt worden zu sein, wie ja auch ein organisches Kunstwerk so verschiedene Auslegung zulässt und richtige, die der Dichter gerade nicht vor Augen gehabt.

Mit diesem Bewusstsein wollen wir auch unser Urtheil sagen. Am liebsten ist uns gegen die Sitte immer der Held gewesen, der Charakter des Grafen ist am beharrlichsten durchgeführt, die adeliche, reine und wieder so menschliche Gesinnung, die Liebe, die bei allen Wendungen und Anmuthungen des Schicksals treu bleibt und nicht untergeht, wie der Ring selbst aus dem Meer wieder hervorkommt. Wenn das Menschliche in ihm nicht recht ist, etwa in der Meinung, es sei Schwäche, dass er sich nicht alsbald gereinigt und getrennt von der Dolores, wie er empfunden, dass keine Liebe in ihr, als die zu ihr selbst, der sollte bedenken, dass wir durch solche Züge erst ein nahes Interesse und Vertrauen zu ihm gewinnen, da eine ganz überfliessende Vortrefflichkeit, wie etwa Albanos im Titan, uns allzuweit zurückstellt: hängt doch die alte Sage dem grössten Helden Deutschlands, dem Dietrich von Bern, die Makel an, dass ihm niemals der Bart wachsen wollte. In der Gräfin Dolores ist das Böse der Zeit. Mit grosser Kunst ist sie mit der edleren Natur des Grafen in mannigfachen Lagen zusammengestellt. Der ganze erste Band ist vortrefflich, in ruhiger Ent-

wicklung mit immer steigendem Interesse und voll originell erfundener Situationen. Auch die einzelnen Personen, die eintreten und Bedeutung in der Geschichte erhalten, müssen wir sehr rühmen, es ist eine grosse Wahrheit in der Darstellung dieser Naturen, in dem scharfgeschliffenen Frank, in Waller, der ein sündliches Gaukelspiel mit dem Heiligsten treibt, und in dem Baron, der wie die Grossohren bei Pomponius Mela und Plinius sich gar nicht zu schämen braucht, weil er sich in seine eigenen Ohren einwickelt. Die erste Hälfte des zweiten Bandes ist uns weniger lieb. Nicht etwa, als fänden wir das tiefere Versinken der Dolores nicht im Zusammenhang oder sei uns die Veranlassung nicht gut gewählt. Sie ist vielmehr recht aus der Zeit gegriffen und berührt eine Neigung moderner Frauen, die uns immer einer der unnatürlichsten Anblicke gewesen: wie auch die Alten (wir meinen einmal die nordischen) urtheilten, denn ein gutes Schwert durfte nicht in der Gegenwart einer Frau gezogen werden. Was uns zuwider, das ist der Markese, der einzige, in welchem wir kein rechtes Leben erkennen können. Was in ihm wahr ist, ein giftiger Sumpf mit leichter Bedeckung, auf welcher täuschend eine reiche Vegetation luxuriert, die anlockt und jeden, der sich nähert, hinunter stürzen lässt, dieses Entsetzliche unserer Zeit ist in dem Roquairol viel gewaltiger, tiefer und poetischer schon ausgeführt (wiewohl diesen das stete Bewusstsein der Schuld von dem Markese unterscheidet und ihn noch sündhafter macht). Klelie, die im ersten Band als Gegensatz zu der Dolores schön wie eine stillwirkende Heilige erschien, dachten wir, würde mehr in die Begebenheit eintreten, so aber ist der Blüthenschnee der Dichtung fast zu hoch auf sie gefallen. Manchmal scheint es uns, als ob die Idee des Buchs vor der innern Natur der Personen Gewalt gehabt. Wir müssen die Unendlichkeit der Gnade und Kraft der Busse anerkennen für die grösste Sünde, aber wir begreifen nicht oder haben keine Erfahrung davon, wie ein leeres Herz von Liebe je kann angefüllt werden, wie es von der Dolores behauptet wird: die Sünde, die gebüsst wird, setzt ein verlorenes Paradies voraus, das wieder erlangt wird. Dolores aber, so weit wir sie kennen, hat nie darin gewandelt.

Es ist ein schöner Gedanke, dass Johannes nun ein heiliges Leben führt und die Sterbende tröstet, aber für einen so räthselhaften Charakter hat der nicht leicht ein rechtes Urtheil, der bedenkt, dass die Heiligung des Lebens in der Geschichte meist als die Blüthe eines thatenreichen erscheint. Nach den Vedas ist den Braminen verordnet, wenn sie das Kind ihres Kindes sähen und ihre Haare grau, dann sollten sie sich zu einem heiligen Leben wenden. Auch von dem Minister müssen wir sagen, dass wir ihn nicht recht als leichtsinnigen Graf, der an seinem brennenden Palast seinen Zigaro anzündet, und als Entenfänger denken können. Beide einzeln aber sind gut, noch mehr aber hat uns der grillenhafte Alte angezogen mit seinen Automaten und dem unsichtbaren Mädchen. Dabei reden wir wohl am besten einige Worte von der Neigung zu dem Sonderbaren und Auffallenden, die in dem ganzen Buch nicht zu verkennen ist und die gewiss oft vorgeworfen wird. Wir finden sie ganz natürlich bei einem Dichter, der so auf das Lebendige und Individuelle hindringt. In einer Zeit, wo eine allgemeine Gesinnung herrscht, ein Nationalcharakter und ein bestimmtes Streben, da hat jede ausserordentliche Kraft Gelegenheit sich zu äussern und, indem sie ihre Stelle findet, wo sie sich thätig ausbreiten kann, gewinnt sie Mass und Begrenzung. Die grösste Kraft wird dann immer oben stehen, das ist die Auszeichnung und einzige Sonderbarkeit. In diesen Zeiten aber einer unendlichen Spaltung kann jede ausserordentliche einzelne Kraft sich kaum anders äussern, als so, dass sie den meisten Seltsamkeit ist: wer hat Gelegenheit oder den Willen, durch mannigfachen Verkehr mit der Welt ihr eine rechte Richtung zu geben und sie zu zähmen? So wird sie einsam stehend, festgedrängt nach einer Seite hin aufsteigen und ohne Mass sein. Wer will es aber dem Dichter verdenken, wenn er zu diesen Erscheinungen sich wendet, die immer eine lebendige Kraft voraussetzen, also poetisch sind, in dieser gar nicht poetisch reichen Zeit?

Die einzeln eingewebten Novellen, die alle, wie es sein muss, Bezug auf das Ganze haben, werden den meisten zusagen. Die Erzählung von der Fürstin rechnen wir auch dazu; obgleich

der Schluss durch sie sehr gut herbeigeführt wird, so nimmt sie doch zu viel Platz ein und schiebt ihn zu weit zurück. Sie hemmt den Strom der Dichtung, den sie durch zu viele Inseln in kleine Arme zertheilt; oder, um es anders auszudrücken, es sind in diesem Theil des Buches zu viele einzelne Bilder zusammengestellt, deren helle Farben uns vor den Augen flackern und in der ruhigen Betrachtung des Ganzen stören. Die komischen Stücke sind alle in ihrer verschiedenen Manier un-
gemein ergötzlich, zumeist das Puppenspiel: witzig ist die Zeit in der Art copirt, womit der Messias sich einführt und verkündigt. Unter den ernsthaften geben wir der Pöpstin Johanna bei weitem den Vorzug. Dieses Bruchstück ist wunderbar herrlich: wir wissen nicht, wo der Zusammenklang des eben erwachten Blumenlebens der Kindheit mit der Natur zarter und rührender dargestellt wäre, und wir wünschen gewiss mit allen Lesern dessen Vollendung. In den Liedern ist eine tiefe Empfindung ausgedrückt. Nur wird die Freiheit, womit die Sprache darin behandelt wird, zumal für den Ungeübten beim ersten Lesen öfters eine Dunkelheit verursachen, die besonders in einem Lied nachtheilig ist, das bei seinem Schweben sehr klar sein muss, um den Zusammenhang nicht vermissen zu lassen. Eigenthümlich ist in vielen die Gewalt, mit welcher einzelne Augenblicke, die wohl ein jeder erlebt hat, ohne sie festhalten zu können, ergriffen sind. Wer ist etwa nicht einmal in einem grünen Wald gegangen, wo plötzlich ein leiser Wind die Bäume bewegt, dass ein wunderbares Licht durch alle Blätter dringt und die Regentropfen glänzend an allen Spitzen hängen; der alsbald wieder nachgelassen, die Blätter senkten sich wieder zu und das Licht war verschwunden und es war wie zuvor, die Erinnerung daran aber verschwand, wie ein Bild, das eben im Traum hell vor uns gestanden. Solche Momente werden uns in diesen Liedern zurückgerufen; wir wollen, was wir meinen, durch ein kurzes Beispiel deutlich machen, da ein grösseres der Raum nicht erlaubt. B. 2, S. 322:

Der Kirschbaum blüht, ich sitze da im Stillen,
Die Blüthe sinkt, und mag die Lippen füllen:
Auch sinkt der Mond schon in der Erde Schooss
Und schien so munter, schien so roth und gross;

Die Sterne blinken zweifelhaft im Blauen
Und leiden's nicht, sie länger anzuschauen.

Wir meinen, dass jeder von diesen wenigen Worten muss berührt werden, noch mehr, wenn er sie mit der schönen Melodie hört. Die beiden Romanzen von Ost und West und von des Bergmanns ewiger Jugend haben wir mit grossem Vergnügen gelesen, die auch in der Sprache durchaus klar sind.

Von vielen anderen trefflichen Einzelheiten wollen wir nicht reden, sie gehören in den Zusammenhang und sind zur Lust für die, welche empfänglich sind, das Ganze zu lieben mit allen Eigenthümlichkeiten; zum Ärger aber für die anderen, weil sie sich doch wiederum nicht weglegnen lassen. Es lebt in dem ganzen Buche ein reicher Geist, eine freie Ansicht des Lebens und ein rechter Muth. Dafür, dass hin und wieder Nachlässigkeit in der Zusammensetzung zu erkennen, ist auch der Schimmer und frische Morgenthau einer freien Dichtung über das Ganze ausgebreitet, welchen die Qual und Noth eines mühsamen Zusammenarbeitens abwischt und den ein Spiegelglanz mit aller Politur doch nie erreicht. Wir gehören auch zu denen, welche die Poesie für eine freie Gabe des Himmels halten, die nicht kann erjagt werden, wie nach der alten Sage das Einhorn von keinem Jäger, welches aber freiwillig zu einer reinen Jungfrau kommt und sein Haupt auf ihren Schooss legt.

[anonym; im Verzeichnis: Von GVmr.]

DIE KRONENWÄCHTER VON L. ACHIM VON ARNIM.

Erster Band. Berlin 1817 in der Maurerschen Buchhandlung. Mit dem zweiten Titel: Bertholds erstes und zweytes Leben. Ein Roman.

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. 8. Jahrgang XI (1818), Band I, No. 29. S. 452—464.

[Mit Bettina von Arnim.]

Diese Dichtung hatte uns an vielen Stellen angezogen, wie wenig Bücher der Art, an eben so vielen herzlich erfreut und erquickt; doch blieb uns am Schluss vor allem das Gefühl, dass sie aus einem vollen, überströmenden Herzen geflossen, innerlich sich keiner Unwahrheit bewusst sei. Wer die Messwaaren unserer Poesie näher ansieht, weiss, wie viel sie durch zusammenschraubende, auch wohl zusammenleimende Fertigkeit ausrichten, zumal wenn sie von einem Kunstfirniss überzogen sind, das heisst, wenn viel Talent und Geist daran glänzen; es ist dann wohl gesagt worden, dies seien Werke aus dem tiefsten Grunde herausgeholt, ihm gleichsam abgedrungen, und dennoch könnte man von ihnen sagen: es ist alles schön darin gemacht, aber morgen wird es verwelkt sein, während wir hier sagen: dieses und jenes gefällt mir nicht oder es ist meiner Gesinnung fremd, selbst entgegen, doch giebt jedes Blatt Zeugnis von seinem Leben, welches auszulöschen in keines Menschen Gewalt steht. Nicht ohne Aufmerksamkeit und grossen Ernst, aber freudig und peinlos, wie jemand arbeitet, der seines Berufs gewiss ist, werden die Eimer in dem reinen Born der Dichtung gefüllt und über uns ausgegossen. Dies ist das erste und grösste Lob, das wir auszusprechen wissen, denn dieser Geist des Ursprünglichen gleicht ja dem Licht in der Natur, das

allem Reichthum von Gestalten und Formen erst Athem, Farbe, Bewegung, die Lust des Daseins gewährt; damit es aber nicht aussehe, als wollten wir einem unbesonnenen, regellosen Trieb das Wort reden, so können wir auch im Einzelnen sagen, worüber wir uns zu freuen Ursache gehabt.

Vorerst ist die Erfindung hier ungemein und überraschend, die Darstellung im höchsten Grad frisch und frei von aller Manier. An Erfindung hat es zwar dem Verfasser nie gefehlt, aber etwas so Geschlossenes, Zusammenhaltendes kennen wir von ihm noch nicht. Die früheren Dichtungen hatten die Eigenthümlichkeit, die uns immer als ein Fehler vorkam, dass, wenn sie in schöner Gemessenheit eine Zeitlang gelebt, etwa die Jünglingsjahre erreicht, sie anfangen schnell und gleichsam ins Unendliche hineinzuwachsen. Sie glichen Bildern, die von drei Seiten einen Rahmen hatten, an der vierten aber nicht und dort immer weiter fortgemalt waren, so dass in den letzten Umrissen Himmel und Erde nicht mehr zu unterscheiden waren; woraus eine ängstliche Ungewissheit für den Leser entsprang. Welche Verschiedenheit ist z. B. zwischen dem ersten festen Theil von Halle und Jerusalem und dem zweiten, dem ein halber Welttheil beinahe zu eng wird. Eine andere Eigenthümlichkeit war die Neigung, verschiedenartige Charaktere und Begebenheiten, selbst alte Sagen auf eine den meisten Lesern fremde und seltsame Weise zu verbinden. Da das, was man poetische Sitte, lebendes poetisches Gesetz nennen könnte, wodurch ein episches Zeitalter blüht, fast ganz untergegangen ist, so schalten unsere Dichter zu eigenmächtig und unumschränkt mit ihrer Bildungskraft. Sie gerathen auch leicht aus den entgegengesetzten Gründen beschränkter Menschen auf den Gedanken, dass es erlaubt sei, Sprache, Gesetzbücher, Sitten und Feste zu machen, und Jean Pauls Lob von Wolkes Anleit wird darum immer merkwürdig bleiben. Der Dichter steht manchmal auf einer Stelle, wo er den Zusammenhang von Getrenntem und Entgegengesetztem erblickt, das von unten her betrachtet unvereinbar erscheint; dies kann wohl der Grund gewesen sein, doch hat es auch wieder das Ansehen, als ob ein geistreicher oder ein witziger Gedanke genug gewesen wäre,

um, nicht unähnlich den Restauratoren der Antiken, dem Leib einen Kopf geschickt aufzusetzen, der ihm ursprünglich nicht gehörte. Beider Neigungen gedenken wir hier, weil sich wohl Spuren davon finden, aber eigentlichen Einfluss haben sie auf die Bildung dieses Werks nicht gehabt, und in dieser Beziehung kann man sagen, dass die Kunst des Dichters fortgeschritten sei. Diese Dichtung hat eine bestimmte Begrenzung, einen Rahmen, der sie wohlthätig einfasst; zwar ist die früheste Erinnerung der Geschichte, die wir mit erleben, nicht vergessen, aber sie stört nicht die Verhältnisse und leuchtet aus der Ferne als ein Hausmärchen herein; das Wunderbare ist meist in jener zweifelhaften Schweben zu dem Natürlichen und Wirklichen gehalten, in welcher es allein ergreift, und während man überall den Verstand in dem Wohlgeordneten erkennt, bricht ungestört die frische und grünende Saat der Poesie freudig ans Licht. Die Sprache ist, wo nicht reicher, was sie immer war, doch klarer (wenn gleich nicht frei von kleinen Nachlässigkeiten); besonders ist es den Liedern wohlthätig, wenn sie eben so herrlich gesagt als gedacht sind.

Die Einleitung beschreibt genau und mit poetischer Ausführlichkeit den Schauplatz, oder der Dichter breitet wie ein sorgender Wirth ein reines fein gebildetes Gedeck vor seinen Gästen aus. Jetzt werden wir in der kalten Winternacht zwischen Schneegestöber in die lebenswarme Dichtung eingeführt. Ob uns der Reiz des Neuen besticht, aber die ersten Geschichten, die spärliche Hochzeitslust, der seltsame Fund des Knaben, die ganze Wirthschaft auf dem Thurme, wo zwischen einer nahen meisterhaft geschilderten Gegenwart dunkle und geheime Ahnungen aufsteigen, jene von allem Glanz, irdischem und überirdischem, bestrahlte Erscheinung, die vor dem seligen Knaben sich aufthut und mit dem schnellen Tode Martins wieder verschliesst; sie scheinen uns die Krone des ganzen Buchs. Mit welcher Lust schreiten wir in diese neu-geöffnete Welt! Was wir erblicken, ist überraschend und ungewöhnlich, dennoch ist es göltig und wahr vor unserer Seele, wir zweifeln nicht, dass es also gewesen. Wir sind geneigt, jene Erscheinung in den Ruinen des Barbarossapalastes wie

eine Vorgeschichte zu betrachten, und Berthold hätte dann ein dreifaches Leben gehabt; überschwenglich scheint dem Kleinen der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der mit seltenen Pflanzen und Bäumen durchwachsenen Ruinen und Steinbilder. Das Glück seines Lebens ist in gehäufter Masse vor ihm ausgeschüttet, und mit Entzücken reißt er es an sich: „es ist mein, ruft er, ich will es ausbauen!“ Haben wir nicht, noch ehe uns die Geschieke hinausreißen, eine Grenze für uns aufgefunden, in der uns unsere Lebenspläne überfüllt herrlich erscheinen, gerade die Grenzen, die dem Erfahrenen eine Andeutung und Aussicht in ungemessene Weite geben? Und darum ist die Freude des Knaben herzzerstreuend für uns und den alten Martin, der in diesem Gefühle sein schauerlich schönes Lied singt. Schnell wird der Knabe seinem Glück wieder entzogen, das er erst durch das Leben verdienen soll, und schon hier erkennen wir den doppelten Faden, an den sein Schicksal geknüpft ist, der eine zieht ihn herab, der andere in die Höhe, doch der Zwischenspalt thut uns noch nicht weh: wer zweifelt, dass der wunderbare Alte ihn, den Seinen, aus der Hand lassen werde? Gewiss bewahrt er ihm den rothen Purpurmantel für die Zeit, wo seine Schultern ihn tragen können.

Mit dem Kauf des Gartens und der Ruinen tritt Berthold in das bürgerliche Leben ein, er zeigt dafür noch wenig Geschick, und das erste Vorhaben wäre misslungen, wenn nicht die Hülfe unerwartet von oben gekommen wäre. Und wie wird er gleich vom Schicksal in der ersten zartesten Neigung angefahren! Der Dichter hätte hier etwas milder sein sollen, denn die Erniedrigung, die Berthold erleidet, ist für seinen edlen Charakter zu hart. So wahr die Angst des Jünglings bei der Versteigerung dargestellt ist, voll feiner Züge, z. B., dass er mehr bezahlt, als nöthig ist, so schön wird der Traum und die wunderbare Erregung eingeflochten; doch das nachfolgende Gespräch mit Apollonien und den Voigtstöchtern könnte weniger überladen sein, auch wirkt das Lächerliche, das dabei auf ihn fällt, zu grell.

Bei dem Bau des Hauses und der Einrichtung des Handels scheint der Palast des Barbarossa vergessen, und das Bürger-

liche geht ganz und vielleicht zu schnell ins Breite; damit Berthold recht fest daran gebunden werde, nimmt ihn der thätige Schneider Fingerling an Kindes Statt an. Die komischen Anlagen dieses Charakters hat der Dichter vielleicht absichtlich nicht ausgebildet, damit der Abstand zwischen beiden nicht zu stark hervortrete. Jetzt aber erscheinen höhere Gestalten: die Fürstin und in ihrer Begleitung der Baumeister. Wie sie ihre Erzählung anfängt, tritt die Geschichte gleichsam aus einer engen Haft hervor und breitet sich aus wie die Teppiche, welche die hohe Frau dabei ausbreitet. Die Reise des Ritters nach der Kronenburg, gleich einer Pflanze, die in ihrem ersten noch geschlossenen Keimen schon auf ihre Seltenheit deutet und den betrachtenden Leser an ihre Entfaltung fesselt, treibt am üppigsten Fleck empor. Wir steigen mit dem Ritter an dem Felsen hinauf und erblicken die Welt unter uns; es ist eine Höhe, auf die uns der Dichter führt, von welcher aus wir ihn selbst in Ferne und Nähe als Aussicht gewinnen: eine Mehrzahl von Gedanken liegt wie die Mehrzahl der Bergspitzen in Nebel und Sonnengluth, beschneit und begrünt, wir erkennen nicht alles, aber es wird uns unendlich wohl in unserer Umgebung. Die Fürstin scheint eine Entwicklung herbeizuführen, es überrascht uns nicht mehr in ihr Bertholds Mutter zu kennen, er scheint auch dieser Höhe theilhaftig werden zu müssen, aber der aufsteigende Strahl wird schon unterbrochen von dem trüben Schein bei Frau Hildegardes Lampe und sinkt vor dem einbrechenden Wetter, das die angehäuften Blüten zerweht. Gottes Hand zieht die Wolke wieder vor der durchbrechenden Sonne zusammen. Nach dem Sturm wird es ruhig aber kalt, und Berthold hat seine Liebe zwischen zwei Müttern zu theilen.

Das allmähliche Herabsinken und Hinschmachten Bertholds und die völlige Entfremdung von den angeborenen Neigungen hat der Dichter uns wohlthätig entzogen; wir erblicken ihn nach einem langen Zeitraum erst wieder, als er sich seinem Ende zu nähern scheint. So vertrauern edle Pflanzen in hartem ungewohntem Boden. Die letzten Flammen leuchten nicht ohne Milde und Anmuth; dazwischen springt der humoristische

Sixt, und der Ton des tiefsten Ernstes wird angeschlagen in der Erzählung von dem Ende des Baumeisters, einer schwer-sinnigen, aber durchaus edlen Gestalt von solcher Tiefe, dass er wohl auf dieser Höhe den Tod suchen konnte. Sein Gesang ist grossartig und ergreifend.

Wir werden jetzt zu einer Begebenheit geführt, die den Keim der folgenden Entfaltung enthält, den Anfang von Bertholds zweitem Leben. Wir haben in dem vorangehenden die Hand Gottes gesehen, welche also die Geschicke des Knaben und Jünglings gelenkt hatte, und fühlen wir das Traurige dieses Herabbeugens und frühen Zerschneidens, so ist es doch eine milde Trauer; ihm war dabei viel Freude bescheert worden. Hielten trockner Sand und harter Stein die Säfte den Wurzeln zu sehr zurück, dass die Pflanze nicht zur Blüthe kam, sie hat doch ihren Himmel und ihre Sonne und die erquickenden Sterne gesehen, und der Samen war von dem Herrn dahin gesäet. Durch die Vertauschung seines kalten Blutes mit dem heissen des starken Antons reisst sich Berthold selbst aus seiner ihm gegebenen Stelle. Dass er Unrecht that, fühlte er, der bloss Gesundheit suchte, nicht; wir fühlen es wohl, denn uns lässt der Dichter durch die Art, womit er den Doctor Faust schildert, nicht im Zweifel; aber ob, was wir, weil es nur zu ahnen ist, das Unaussprechliche nennen, in dem vertauschten Blut nicht zu sinnlich und irdisch grob ausgedrückt sei? Die Frage wird sich jeder vielleicht anders beantworten, in uns regt sich ein Gefühl dagegen. Ungewisser, geheimnisvoller hätte es immer ausgedrückt werden können, damit es nicht so hart hereinbreche; die widerwärtige Pumpmaschine übersieht man bloss wegen der lärmenden Farben, womit Doctor Faust (übrigens sehr gut, wo sich der Dichter nicht dann und wann zu viel Spass mit ihm gemacht) gezeichnet ist.

Giebt man einmal die Statthaftigkeit des Motivs zu, so ist es aufs vortrefflichste benutzt und die Geschichte entwickelt sich daraus in unendlichen, lebensvollen Bewegungen. In Berthold dringt bald der neue Mensch heraus; in dem Versuch, reiten zu lernen, erscheint er ein wenig zu lächerlich, und man wünscht ihn schneller vergessen zu können. Seiner natür-

lichen Neigung entsprechend finden wir ihn erst auf dem Ritterpferde bei dem Einzuge des Kaisers in Augsburg. Die Darstellung gleicht hier der Malerei guter altdeutscher Bilder, so fleissig, wahr, sorgfältig ist sie, ohne mühselig zu sein, in allem Einzelnen, dabei so mannigfach und glänzend. Es gehört eine eigene Sicherheit dazu, die Farben hell und ungetrübt in ihrer Pracht spielen zu lassen. Dabei hat der Dichter das Glück, oft ein gesammeltes Licht auf die Wahrheit der Darstellungen zu ziehen; z. B. bei der Heilung: „der Schornstein streckte eine feurige Zunge gen Himmel“; bei der Beschreibung der fürstlichen Braut, wie sie ihre Schönheit hinter dem Pfauenwadel versteckt; bei Alma, wie sie ihren Feldblumenkranz auf dem Haupte mit dem Rosenbusch am Busen bekannt macht. Ferner der kleine Zug, dass sich Bertholds Gestalt zu lang und dünn für alle Rüstungen findet, welches seinem Stubensitzen zugeschrieben wird, wo dann die Rüstung seiner Ahnen, die ihm passt, uns einen Blick in die Zeiten des alten Herrschergeschlechts gewährt. Die ruhige Beherrschung der Erzählung wird unterbrochen durch die Nachricht von Apolloniens früherem Leben; man sieht, dass der Erzähler in diesem Augenblick ungern die grosse Heerstrasse, deren Aussichten sich mannigfaltig erweitern, verlässt, um uns mit dem nebeneinlaufenden Knüppeldamm von Apolloniens Begebenheiten bekannt zu machen. Er räumt da schnell auf und hat Recht, denn der Nebenweg enthält nicht viel Erfreuliches, aber Wahrheit genug in der Art des Schicksals, denn aus doppelten Blüten erwächst nie eine Frucht. Ihr Charakter gehört aber auch zu denen, wo der Dichter etwas Verschiedenartiges zusammengesetzt zu haben scheint; es wird sich nicht jeder den Raum zwischen der schönen Jungfrau, die uns von der nächtlichen Kirchenscene als eine edle Gestalt mit dem Lamme im Arm in Gedanken schwebt, bis zu dem zankenden Weibe mit einem nicht abzuleugnenden Zuge von Gemeinheit ausfüllen können. Anna dagegen ist meisterhaft gehalten und reizend im Gefühl ihres schönen, gesunden und tüchtigen Daseins, obgleich der Dichter uns nie ganz ihre Abkunft vergessen lässt und gewisse Beimischungen, z. B. die Neigung, mit den Mägden sich zu unter-

halten, die Neugierde, womit sie das Haus gleich durchsucht, uns im Gegensatz desto mehr missfallen; Wahrheit ist übrigens gewiss dabei.

Von der Reise nach Augsburg an bis zu dem Brunnenbau ist der Fortgang der Geschichte heiter, schön und durchaus wohlgefällig; es ist ein Feld voll Ebenmass, wo die Saat gedrängt und gleichmässig in der Erzählung aufschiesst. Nur das Politische, besonders in dem Gespräch mit dem Schreiber des Kaisers, strebt darüber hinaus und ist doch zu dünn und fremdartig; auch führt der Dichter hier manchmal aus dem Bereich der Dichtung heraus zu der urkundlichen Wahrheit, so dass wir nicht wissen, wem wir anhangen sollen. Dass sich die Dichtung an eine bestimmte Zeit und wirkliche Orte anlehnt, an gewissen Begebenheiten aufwächst, dagegen haben wir nichts einzuwenden; was ist sie überhaupt anders als wofür sich diese ausdrücklich ausgiebt? Nicht geschichtliche Wahrheit, sondern eine gehante Füllung der Lücken in der Geschichte; ein Bild im Rahmen derselben. Jeder Missbrauch wird verhindert, indem wir uns dieses Verhältnisses immer wohl bewusst bleiben. Geht aber der Dichter weiter, ergreift er eine schon von der Geschichte mit charakteristischen Zügen bestimmte, uns nahe liegende Einzelheit und bildet sie nach seinem besondern Talent und seiner besondern Ansicht weiter fort, so begeht er ein Unrecht: wir meinen hier das Einmischen vom Kaiser Max, noch mehr von Luther. Es regt sich dagegen ein deutliches Gefühl in uns, das Recht wird gekränkt, das wir auf die unverletzliche Wahrheit der Geschichte haben; denn hier ist keine Ausfüllung derselben, der geschichtliche Luther ist kein Rahmen zu dem Poetischen hier, sondern es ist eine Fortsetzung. Man sage nicht, Luther handle in seinem Geist, redé selbst mit seinen Worten, man könnte antworten, desto schlimmer, nun scheint es wie urkundliche Wahrheit und ist keine, so sehr sich auch die Kraft des Dichters bewähren mag. Die modernen Ergänzungen verlorener Bücher der Klassiker werden doch nie als Quelle angesehen, so geschickt sie möchten ausgefallen sein. Wie will sich der Dichter bei dem dritten oder vierten entschuldigen, der die urkundliche

Geschichte anders wie er gefasst (bei der unendlichen Verschiedenheit der Ansichten) und in dieser Erweiterung Zusätze erkennt, die ihm sogar fremdartig scheinen können. Die Pläne des Kaiser Max, wie sie hier geschildert werden, beruhen zum Theil doch nur auf Ansichten und Vermuthungen von Geschichtsforschern und können so irrig sein, als die Hypothese von dem Zusammenhang der Nibelungen und Gibellinen, auf den, wie uns dünkt, der Verfasser auch einmal anspielt. Die Kronenburg dagegen ist schon zu sichtbar im Reich der Dichtung aufgebaut, als dass jemand Anstoss daran nehmen könnte. Auch darin liegt keine Rechtfertigung der Einmischung, dass die Geschichte der Dichtung nicht entbehren könne und sie ja selbst schaffe, denn die Sagengeschichte geht aus der Gesinnung eines ganzen Volks hervor, und liegt ein Irrthum darin, so kann es diesen keinem vorwerfen, so wie das Wahre derselben ihm unmittelbar zufließt und keiner sich dagegen sträuben darf.

Bis zum Brunnenbau treten die Wolken, die sich am Rande und manchmal gewitterschwer zeigen, noch immer zurück, und die Sonne behält die Oberhand. Noch dürfen wir hoffen, dass das schöne Gebet Bertholds erhört werde, das wir mitzutheilen uns nicht enthalten können: es ist ein inniges tiefes Gefühl darin, dem der leicht anschmiegende Reim durchdringende Rührung und Klarheit verleiht.

Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
 Dass ich dich, Herr, der Erde thue kund,
 Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,
 Ein frommes Herz und einen festen Muth;
 Gieb Kinder mir, die aller Sorge werth,
 Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;
 Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
 Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
 Die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist,
 Dass er sich leicht der schönen Welt entreisst.

Mit dem Eintritt des Bergmanns nimmt die Grundfarbe der Erzählung die Erdfarbe an, auf der die Gestalten hineinblitzen, wie der Glimmer im Gesteine. Der emporschiessende Wasserstrahl betäubt wie ein lang Ersehntes und Gefürchtetes; erst nachdem er in sein ruhiges Bett zurückgetreten, hoffen

wir, dass der Teufel hier nicht ganz die Oberhand gewinne. Der Schmuck des Brunnens ist reizend und entspricht der damit verknüpften Erzählung, die wie eine ausländische Pflanze, gleich den Fensterbogen, über der schönen Gruppe sich in einander flechtend und blühend verdachet und alle Himmelslichter in buntem Widerscheine auf sie strahlt; Gewebe der Blätter und Blüten ist fein und unverletzt, der Duft fremdartig und edel. Die Weisheit, die sich auf allen Strassen vor jeder Hausthür im alltäglichen Gewand des irdischen Lebens erblicken lässt, zeigt sich hier in einem duftigen Schleier, der mit den Wolken des Himmels schwimmt.

Im dritten Buche drängen die Begebenheiten mehr, Ernst und Laune, Hohes und Niederes tritt näher an einander. Die Zänkereien der Mägde, welche Mutter und Tochter trennen, entfernen diese auch etwas von uns, dagegen gefällt uns Anton in seiner Eigenthümlichkeit überaus und jederzeit, und da, wo er mit Anna zusammenkommt, gewinnt diese einen besonderen Reiz (z. B. in der Scene am Giebel des Hauses), sie scheint dann jedesmal veredelter und über sich selbst dazustehen. Von Grünewald aber können wir nicht sagen, dass er uns der Liebste wäre, so wohl uns seine Lieder gefallen (vor allen jenes von der beichtenden Gärtnerin S. 344); wir wissen uns kein festes Bild von ihm zu machen, und er scheint uns eher eine gefällige Ausfüllung und Verbindung als etwas Nothwendiges; bei seiner Verkleidung mit einer Tirolerin müssen wir mit Anna und Berthold die Augen zudrücken, damit wir ihn nicht erkennen. Berthold, ob er gleich thätig und verständig, wo er sich zeigt, wird in dieser Abtheilung doch etwas zu sehr von den andern vordringenden Gestalten versteckt. Die Erzählungen von dem Schloss Hohenstock und der Traubenlese sind beide in ihrer Art trefflich und von ungemeiner Wahrheit. Dort hatten wir es anders vermuthet, vielleicht mit uns der Dichter. Man sieht, dass keine Stimmung seinen Geist fesselt und dass trotz allem Anschein und wohl gar zu seiner eigenen Verwunderung die Wahrheit der Begebenheiten aus seiner Phantasie strömte. Sehr gut schleift und reinigt sich das Ganze im Gespräche, das Anna und der Ehrenhalt im Herab-

gehen von der Burg führen, die wie ein geheimnisvolles eisernes Gefängnis hinter uns emporsteigt, worin die höheren Räthsel des Lebens gekettet liegen, die, wenn sie gelöst wären, die Welt in einen andern Umschwung brächten. Das Lied von Grünewald zeigt uns den Rost, den die Zeit auf dem erblindeten Glanze des Schlosses gezogen.

Der Gang zu dem Einsiedler scheint das wilde Traubenfest beruhigt, sein Lied den bösen Geist besprochen zu haben, aber es ist die kurze Ruhe vor dem einbrechenden Sturm. Ehe der Dichter die Erzählung anhebt, wirft er (im Anfang der sechsten Geschichte) seine Augen erst auf die Natur, gleichsam um getröstet zu werden über das Schicksal des geliebten Bertholds; er findet auch hier, wenn Frühling und Sommer vergangen sind, vor der Wiedergeburt alle Saaten der Erde verschüttet: „der Winter kommt den Thieren und Menschen zur Verwunderung, nur wenige wissen ihre Zeit voraus, wie die Wasserlilien, die zum Blühen in rechter Zeit ihre strahlenden Häupter über die Oberfläche der Gewässer erheben, um dann genügsam und ruhig in den Abgrund seliger Erinnerungen bis zur Wiedergeburt zu versinken.“

Die Zeichen der Natur wecken Berthold: wie kalt scheint, was ihn umgiebt! Seine rechte Mutter ist ihm längst entzogen, seine Pflegemutter ist nun auch gestorben, kein Lebenslicht wird ihm in der Neujahrsnacht mehr gebracht; bald auch bricht die Sorge von allen Seiten herein. Die Erzählung von dem politischen Treiben geht in grossen Schritten und ist in Vergleichung zu der übrigen flüchtig und uneben, obgleich sie durch ein Paar gute humoristische Züge belebt wird (nur dass ein Bürger eine Kugel für einen Kloss essen will und sich fast einen Zahn ausgebissen, ist kein solcher, sondern ein starker Spass, der allenfalls bei einer nächsten Auflage wegfallen kann). Überhaupt ist das Politische nicht das vorzüglichste Element des Buchs, und dass es den wahrhaftigen Berthold zu einer Verstellung zwingt, hat gewiss auch dem Dichter leid gethan.

Doch die gewohnte Theilnahme erwacht bald wieder, als wir Berthold von allem, was ihm lieb ist, mit Blicken, Küssen und Gebet Abschied nehmen sehen. Wie herangewachsen

durch das Schicksal, wie geläutert erscheint er uns in diesem Augenblick! Wir fühlen, dass er seinem Ende entgegengehen darf, wir sehen auch, dass auf den Thron erhoben oder in die Mitte des Lebens verschwunden die Geschicke den Königlichen immer königlich bedienen. Statt dass bei den Hohen am Sterbetag in allen Kirchen für sie gebetet wird, führen seine guten Engel ihn selbst zum Gebet in die Kirche; der Tag der Taufe seines Kindes feiert den Flug seiner Seele nach der Heimath, nach der er sich so oft gesehnt. Sein Geist entfaltet die reinen Schwingen in den Worten: „O, wie so oft hab' ich ein Zeichen erhofft, zogen Sterne den schimmernden Bogen durch die himmlische Leere, durch die himmlische Tiefe, dass ich der irdischen Schwere auf immer entschlief. Aber der Morgen löschte die Sterne aus, weckte die Sorgen, weckte des Herzens Haus, und des Alltäglichen Macht zwang die Ahndung der Nacht.“ Er sinkt ins Grab, als aus Antons Wunde sein Blut verströmt; dies Ende, obgleich bei der Vertauschung voraus gehnt, hat uns doch erschreckt. Der Brunnen hört auf zu fließen, das Böse scheint in sich zu versinken, und Anna und Anton werden wahrscheinlich im zweiten Band ein neues Leben beginnen.

Überschauen wir noch einmal das Ganze, so scheint ein reichbeschwertes Füllhorn vor uns ausgegossen, ein Gemisch von künstlichen Kleinoden, seltenen, zum Theil fremdartigen Blumen und Früchten ohne ängstliche, für die Zukunft sorgende Sparsamkeit dargeboten. Die Gesinnung, die durch das ganze Buch herrscht, ist edel, rein und liebevoll. Der Dichter erkennt seine Welt und ihre Verhältnisse, aber er nimmt an allem Antheil; er weiss, was die Erfahrung Erkältendes hat, aber das Feuer wird davon nicht gelöscht, nur gemildert und gereinigt. Es ist erlaubt, wieder von der Lehre einer Dichtung zu reden; der frühere Roman des Verfassers, die Gräfin Dolores, gab sie unmittelbarer, weil er Verhältnisse der Gegenwart behandelte, und es war davon eine reiche Kenntniss gezeigt; hier liegt sie entfernter, aber darum ist sie auch unbefangener und vielseitiger. Wer kann es z. B. verwerfen, wenn wir in Bertholds Charakter die ungewissen, gegeneinander arbeitenden

Triebe, den Streit unserer Zeit angedeutet finden? Wer aufrichtig ist, muss die Erinnerung an eine vorangegangene Herrlichkeit, den Zusammenhang fortlebender Geschlechter als etwas in der Gegenwart noch Wirkendes anerkennen: ist es natürlich, sich darnach zurückzusehnen, fühlen wir die eingeborne Neigung nach dem freieren und edelen Leben auf Bergen, so treibt auf der anderen Seite die Nothwendigkeit der Gegenwart in die Thäler herab zu der sinnenden Arbeit des Geistes, zu bürgerlicher Thätigkeit und Beweglichkeit der Sitten. Wer die Eigenthümlichkeit und den Werth jedes wahrhaftigen Daseins nicht bloss in Worten anzuerkennen und zu achten weiss, der hat bald allen Streit gelöst, die Schranken theilen wohlthätig den Boden, den irdischen Besitz; die Liebe steht höher, über die weiteste Trennung reicht eine treue Hand hinaus, und das Mildmenschliche ist das Mächtigste in einer reinen Brust. Aber wir erblicken nur ein unbesonnenes und geistloses Streben, zu vermischen und zu vernichten, was in verschiedenen Farben leuchtet, oder einen eben so unbesonnenen Hochmuth, der, was die Zeit allen gemeinschaftlich verliehen, an sich reissen möchte, oder, wo dies unmöglich geworden, es geringschätzend zurückstossen. Für beide böse Richtungen enthält das Buch vielfach Lehren; auch darum wünschen wir ihm viele Leser.

βγ.

VORWORT ZU ARNIMS WERKEN.

Ludwig Achims von Arnim sämtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. Erster Band. Berlin, bei Veit & Comp. 1839. Novellen von Ludwig Achim von Arnim. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. Erster Band. Nebst einem Musikblatte. Berlin bei Veit & Comp. 1839. 8. S. V—XII.

VORWORT.

Mit tiefer Bewegung setze ich meinen Namen vor die Schriften meines verstorbenen Freundes. So lange ich ihn gekannt habe, in freudiger Jugend wie in männlicher Kraft, wandelte er, getragen von den Stahlfedern seines Geistes, in voller Gesundheit auf seiner Bahn. Ich hatte nie geglaubt, ihn zu überleben, an demselben Tage, wo er, von einem Nervenschläge getroffen, todt niedersank, stand ich selbst dem Grabe nah, und die Trauerbotschaft war das Erste, was mir bei der Rückkehr ins Leben entgegenkam. Aber wie die grünende Erde schon lange seinen Hügel überzieht, so löst sich der herbe Schmerz über seinen Verlust in die erquickende Erinnerung an die Zeit, wo wir uns seines Daseins freuten, und wir fühlen uns gemahnt, Freunden sein Andenken zu erfrischen, anderen, denen er fremd geblieben ist, die Blüthe einer reichbegabten Natur vorzuhalten.

Niemand vermag den Gang der Zeit zu hemmen, aber sie soll nicht fortschreiten, wie jene, die leichter sich zu bewegen glauben, wenn sie das Empfangene wie eine Last hinwerfen und sich rühmen, nicht mehr zu achten, was hinter ihnen gelegen ist. Wer der Blume die Wurzel abschneidet und die welkende in heisses Wasser stellt, kann ihr doch nur auf kurze Zeit

einen Schein des Lebens zurückgeben. Edlen Geistern ist es eigen, manchmal inne zu halten, über den zurückgelegten Weg nachzusinnen und, von der Betrachtung desselben gestärkt, frisches Muthes den Stab wieder in die Hand zu nehmen. Jeder wahrhafte Dichter, wie ihn auch seine Zeit und ihre Forderungen umstellt haben, etwas Unvergängliches, in fortdauernder Jugend Lebendes hat er der Nachwelt hinterlassen: die Poesie gleicht der Pflanze, die grünend zwischen Steinen und Felsen durchbricht und dem Lichte entgegenstrebt. Und wie die Bäume, die aus fernen Gegenden geholt werden, ihr Gewürm nicht mitbringen und unverletzt blühen, so lässt sich in das, was die Zeit in ihren Schutz genommen hat, kein giftiger Stachel mehr drücken: es wird von dem beruhigten Urtheil empfangen, das in dem Tadel zugleich ehrt und liebt.

Aus Arnims Dichtungen quillt uns eine Fülle von Leben entgegen: aus tiefem unerkünsteltem Gefühl, wie aus ernster Betrachtung der Welt hervorgegangen, sind sie zugleich von liebevoller Hingebung an sein Volk und Vaterland, das er in Preussen nicht allein erblickte, durchdrungen. Sein Urtheil war fest, aber seine Gesinnung mild: auch dem Geringsten gönnte er Sonnenschein und Wachsthum. Allem Parteiwesen fremd, hat er den Spaltungen der Zeit gegenüber die edelste Unabhängigkeit bewährt. Er war kein Dichter der Verzweiflung, der an der Pein innerer Zerrissenheit sich ergötzt: über Verwirrung und Dunkel erhob er sich, wie die Lerche, zur Abendröthe, um die letzten Sonnenstrahlen mit Gesang zu grüssen und auf den kommenden Tag zu hoffen. Seine Dichtergabe betrachtete er als eine Quelle, die in Lauterkeit aus der Brust ströme, der man einen ungehemmten Lauf gönnen müsse. „Mit welcher Sehnsucht wünsche ich mir oft“, sagte er einmal zu mir, „jene Leichtigkeit, alles in Worten nach Mass und Zahl zu fassen, ich wollte Dichtungen schreiben, die alle Welt erheben sollten, aber so, fürchte ich immer mehr, wird das Beste, was ich in meinen Gedanken umgewälzt habe, in meiner Ungeschicklichkeit mit mir zu Grabe gehen.“ Es ist wahr, manchmal war der Becher zu klein und der Wein strömte über, oder er war zu gross und wurde nicht bis zum Rande gefüllt,

immer aber war der Duft, der davon aufstieg, rein und erfrischend. Wenn der freigewordene Geist den Gegenstand völlig durchdrungen hat, so entspringt die wahre Form von selbst, und in soweit haben diejenigen nicht Unrecht, welche das Wesen der Poesie in die volle Einigung des Gedankens mit dem Worte setzen: aber nur in Zeiten, wo einfache, gesicherte, naturgemässe Zustände eine sorglose Entfaltung gestatten, haben Dichter ohne Mühe das Rechte getroffen: in unserer, der glücklichen Beschränkung entwachsenen, von tausend Fragen gequälten Welt ist es dem Einzelnen selten vergönnt, die von allen Seiten aufdringenden Erscheinungen gleichmässig zu erfüllen. Auch dem sonst gelungenen Gusse bleiben einzelne Theile aus, und wie geschickt sie von dem Verstande ergänzt werden, sie ermangeln der innigen Verbindung mit dem, was unmittelbar aus der Seele entsprungen ist. Arnim, dem aller Schein zuwider war, hat niemals besondere Mühe darauf verwendet, dieses Verhältnis zu verstecken. Die kühnsten Übergänge waren ihm in dieser Lage die liebsten, und er stellte ohne Bedenken das Seltsamste und Überraschendste mit dem allgemein Gültigen, die einfachsten, jedes menschliche Herz ansprechenden Lieder mit den geheimnisvollsten, deren Zusammenhang ihm vielleicht allein vollständig bekannt war, nahe zusammen. Er war wie jemand, der plötzlich die Gesellschaft verlässt, um in Waldeseinsamkeit bloss mit den eigenen Gedanken zu verkehren. Fast in allen seinen Dichtungen, selbst in seiner Sprache, während sie sich mit der frischesten Lebendigkeit bewegt, wird man Spuren dieser Einsamkeit entdecken.

Aber die wahre Poesie, auch wenn sie wollte, kann sich der Gegenwart nicht entziehen, sie strebt unwillkürlich bis in ihre feinsten Adern zu dringen. Man hat Arnim zu den romantischen Dichtern gezählt, weil ihn die Betrachtung früherer Zeiten reizte und er ernstlich bemüht war, Sage und Geschichte, Recht und Sitte seines Volkes kennen zu lernen, aber es war ihm nicht bloss um poetische Ergötzlichkeit zu thun, der Gewinn sollte den Mitlebenden zu gut kommen. Gerade in dem Werk, welches den Übergang des Mittelalters in die neuere Zeit, und gewiss mit überraschender Einsicht und dem anmuthigsten

Farbenwechsel, schildert, ich meine in den „Kronenwächtern“, hatte er die Gegenwart im Auge und suchte die Fragen, die sie ängstigen, in jenen Verhältnissen mit der Freiheit, die dem Dichter geziemt, zu lösen. Was ihm die eigene Zeit bot, was er selbst sah und miterlebte, das hat er in dem Roman von der Gräfin Dolores niedergelegt, dessen reiche Belehrung nur von einer gewissen Überfülle, deren er sich nicht erwehren konnte, bedeckt wird. In seinen Novellen, von welchen einige meisterhaft angeordnet und ausgeführt sind, hat er mit feiner Beobachtungsgabe einzelne Richtungen der Zeit herausgehoben, und ich zweifle nicht, dass ihnen die Anerkennung, die sie verdienen, zu Theil wird. Auch seine dramatischen Gedichte, für die er entschiedene Anlage hatte, würden auf der Bühne von Wirkung gewesen sein, wenn der Strom nicht zu oft über die Ufer getreten wäre. Überall aber hat er die volle Wahrheit seiner Seele ausgesprochen, die er mit keiner Buhlerei nach Beifall befleckte.

In gegenwärtiger Ausgabe sollen mit Ausnahme weniger ganz jugendlicher Versuche Arnims einzeln gedruckte oder in Zeitschriften zerstreute Dichtungen in natürlichen, nicht allzu ängstlich begrenzten Abtheilungen gesammelt und mit manchem Werthvollen, das in seinem Nachlasse sich befindet, vermehrt werden. Zugesagte Mittheilungen werden mich in den Stand setzen, am Schlusse des Ganzen einen Umriss von dem äussern Leben des Dichters, so wie Betrachtungen über sein geistiges Wirken hinzuzufügen.

Cassel am 1. Mai 1839.

Wilhelm Grimm.